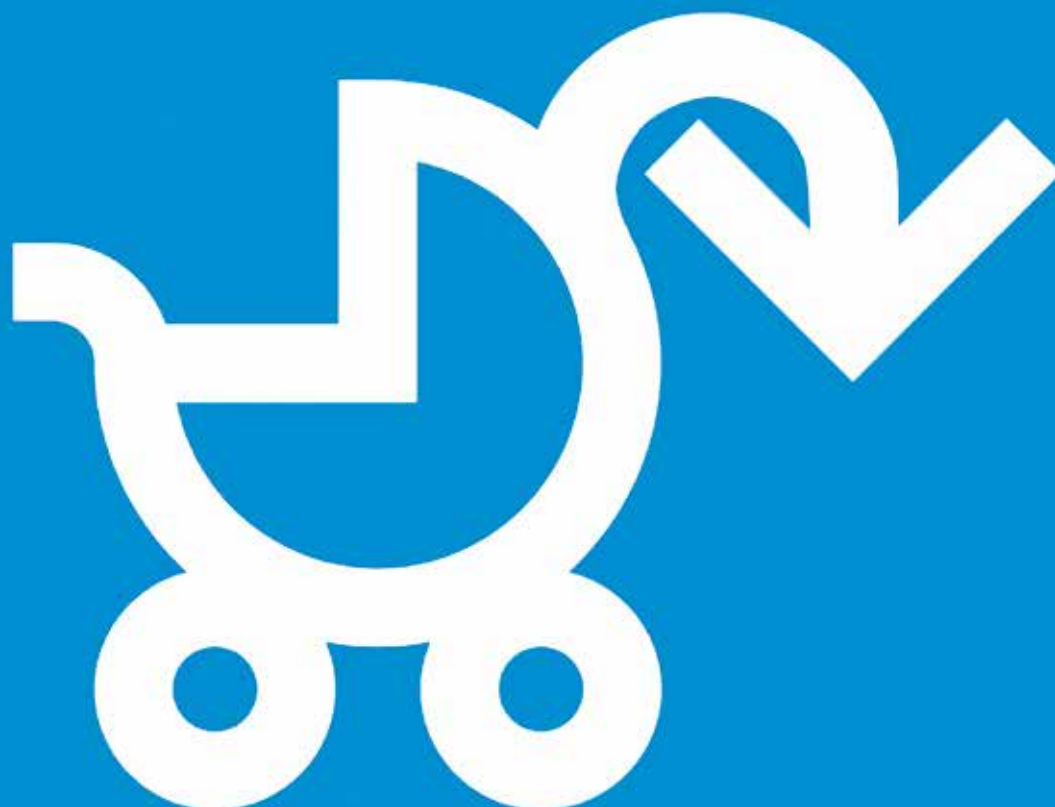


DIE WELTWOCHEN



Schnapsidee Vaterschaftsurlaub

Die Schweiz unterwegs zur fremdfinanzierten Freizeit-WG.
Von Katharina Fontana

Boris Johnsons Weg

Ein Leben wie aus einem Schelmenroman. *Von Andrew Gimson*

Notstand am Rio Grande

Migrationswelle aus Afrika flutet die US-Südstaaten.
Von Urs Gehriger

4 194407 006904 26

The Breitling Surfer Squad
Sally Fitzgibbons
Kelly Slater
Stephanie Gilmore



AIR
LAND
SEA
SUPEROCEAN


BREITLING
1884

#SQUADONAMISSION

BREITLING BOUTIQUE
GENEVA • LAUSANNE • LUCERNE
ST. MORITZ • ZERMATT • ZURICH

Staatssekretärin Marie-Gabrielle Ineichen-Fleisch leitet die Sondierungen mit den USA über ein Freihandelsabkommen. In ihren sieben Jahren an der Spitze des Staatssekretariats für Wirtschaft hat sie für die Schweiz schon manches herausgeholt. So begleitete sie die Freihandelsabkommen mit China und Indonesien ins Ziel. Mit einer Beharrlichkeit und Zuverlässigkeit, die an ihr Auto erinnert – einen über zwanzigjährigen Porsche –, treibt sie die handelspolitische Agenda der Schweiz voran. Redaktor Florian Schwab hat die Staatssekretärin getroffen und mit ihr über ihr Treffen mit US-Präsident Donald Trump und die Zusammenarbeit mit ihrem neuen Chef Guy Parmelin (SVP) gesprochen. **Seite 12**



Original-Logo der Papi-Zeit-Apologeten.

Seit dem Frauenstreik Mitte Juni scheint kein Halten mehr, bürgerliche Positionen fallen wie Dominosteine. So ist der Ständerat nicht nur bei den Frauenquoten für Chefpositionen eingeknickt, er hat sich in der Sommersession auch dafür ausgesprochen, für frischgebackene Väter einen von der Allgemeinheit bezahlten zweiwöchigen Urlaub einzuführen. Die Befürworter, die mit blau weissen Baby-Tüchlein um den Hals die Debatte auf der Besuchertribüne verfolgten, waren zufrieden. Bei zwei Wochen staatlich verordneter Papi-Zeit wird es kaum bleiben: Das eigentliche Ziel ist ein mehrmonatiger Elternurlaub, der die Väter zu guten Familienmitgliedern erziehen soll. **Seite 24**

Der Klimawandel beschert der FDP stürmische Tage. Am Wochenende verabschiedeten die Delegierten ein Positionspapier, das Lenkungsabgaben auf Treibstoffe und Flugtickets vorsieht – und die Schweiz auf ein CO₂-Ausstossziel von netto null bis 2050 verpflichten will. Am Montag gab Christian Wasserfallen, ein Kritiker des neuen Kurses, seinen Rücktritt als Partei-Vize bekannt. Einen direkten Zusammenhang mit dem Klimapapier verneinte er, aber noch an der Delegiertenversammlung hatte er aus seinem Herzen keine Mördergrube gemacht. Die Lenkungsabgabe auf Treibstoffe

nannte er «hochgradig asozial», weil sie die Landbevölkerung benachteilige. Tatsächlich schiebt die FDP auf Wähler in den Städten – und kommt so den Grünliberalen ins Gehege. Was tun? Genau besehen, trennt die beiden Parteien kaum mehr etwas. **Seite 30**

Weder Kim noch Chomeini oder Putin rauben den Amerikanern den Schlaf. Die illegale Immigration toppt das Sorgenbarometer, wie die neuste Gallup-Umfrage belegt. Während sich Politiker in Washington streiten, strömen Migranten in Rekordzahl in die USA. Auslandschef Urs Gehriger hat sich in McAllen, dem Haupteinfallsstor am südlichsten Zipfel von Texas, ein Bild gemacht. Am Rio Grande hat er Glücksritter, verzweifelte Grenzwächter getroffen und – Kongolesen. Sie sind die Vorhut einer neuen Einwanderungswelle. Die Afrikaner erzählen von einer unglaublichen Reise über Ecuador durch Dschungel und Todeszonen. Wer zahlt den Ärmsten dieser Welt die Reise, wer führt sie ins gelobte Land? Gehrigers Recherchen stiessen in den USA auf grosses Interesse und gipfelten in einem Auftritt im Hauptstadtstudio von Fox TV. **Seite 42**



Lange demokratische Tradition: Duque (l.), Baur.

Kolumbien ist in Europa wegen seiner brutalen Narcos und Guerilleros bekannt. Tatsache ist aber auch: Nach Chile ist Kolumbien wirtschaftlich wie politisch das stabilste Land Südamerikas mit einer langen demokratischen Tradition. Die Stadt Vélez etwa führte 1853 das Frauenstimmrecht auf kommunaler Ebene ein. Wie lassen sich solche Widersprüche erklären? Iván Duque, der Staatspräsident von Kolumbien, versucht im Gespräch mit Alex Baur das Rätsel zu lösen. Im Exklusiv-Interview mit der Weltwoche nimmt Duque auch zu aktuellen Fragen Stellung: die Massenflucht aus dem benachbarten Venezuela, sein Verhältnis zu den Amtskollegen Trump und Bolsonaro, der brüchige Frieden mit den Farc-Guerillas und nicht zuletzt die Bedeutung der Schweizer Rohstoffmultis in Kolumbien. **Seite 46**

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,
leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.),

Beat Gygi (Wirtschaft)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Michael Bahnerth, Rico Bandle (Leitung Kultur),
Alex Baur, Erik Ebnetter, Katharina Fontana,
Urs Gehriger (Leitung Ausland), Hubert Mooser,
Christoph Mörgeli, Florian Schwab,
Roman Zeller (Volontär)

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Andreas Honegger, Mark van Huisseling,
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,
Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl,
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,
Thomas Renggli, Chris von Rohr,
Peter Ruch, Peter Rüedi,
Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (Los Angeles), David Schnapp,
Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger,
Eugen Sorg, Sacha Verna (New York),
Tamara Wernli, Max Wey,
Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan),
Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Layout: Daniel Eggspühler (Art-Director),

Karin Erdmann

Bildredaktion: Jasmin Karim (Assistentin)

Korrektur: Cornelia Bernegger (Leitung),

Viola Antunovits, Renate Brunner,

Nadia Ghidoli, Sandra Noser,

Katharina Dillier, Dieter Zwicky

Sekretariat: Sabine Mähner (Leitung),

Inga Huber

Verlag:

Verlagsleiter: Sandro Gianini

Anzeigenverkauf: Gabriel Lotti, Brita Vassalli

Anzeigen-Innendienst: Samuel Hofmann (Leitung)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: GLA United

Tarife und Buchungen: weltwoche@gla-united.com

Betriebsleiter: Guido Bertuzzi

Druck: Print Media Corporation, PMC,

Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der Weltwoche-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Ihr Immobilienraum?



4 ½ - 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d. Limmat**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum



4 ½ - 6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 895'000.-, Bezug ab Frühling 2020
www.wilerbuch.ch



3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete ab 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8413 **Neftenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, Eckhaus
8118 **Pfaffhausen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'180'000.-, Bezug ab Sommer 2020
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Eigentumswohnungen
8332 **Rumlikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 880'000.-, Bezug ab Sommer 2020
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser
8332 **Rumlikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab 1'290'000.-, Bezug ab Sommer 2020
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8953 **Dietikon**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 770'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
www.duo-dietikon.ch



5 ½ und 6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug ab Herbst 2020
www.nidolino-ottenbach.ch



4 ½ Zi. Eigentumswohnung
8148 **Stallikon**, Rolf Flacher Tel. 044 316 13 15
Sorry, es sind leider alle Einheiten verkauft!
Preis 900'000.-, Bezug erfolgt
www.zuerikon.ch



4 ½ Zi. Atriumhäuser und 3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88
Preis ab 935'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
www.panoramaweg-kloten.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8484 **Weisslingen**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'110'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
www.paradislig.ch



4 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen
8103 **Unteringstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'790'000.-, Bezug ab Winter 2020/21
www.sparrenberg.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8127 **Aesch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 495'000.-, Bezug ab Sommer 2020
www.ammuelibach.ch




5 ½ Zi. Einfamilienhäuser
8458 **Dorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'115'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.leuberg.ch

Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder
per Telefon 052 235 80 00.



4 ½ Zi. Attika-Terrassenhaus
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21
Preis 2'040'000.-, Bezug ab Frühling 2020
www.mira-birchwil.ch

Alle Objekte im Überblick:
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum

Lerch&Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner.



Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden Immobilienmessen teil:



Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
5. - 8. Sept. 2019, Messe Zürich, Halle 6



SVIT Immobilien-Messe in Zürich
27. - 29. März 2020, Lake Side Zürich

Wohlstands- Verblödung

Schweizer Politiker wollen aus der Schweiz heraus die Erde retten. Von Roger Köppel

Die Schweiz lebt im trügerischen Glück der Wohlstandsverblödung. Die Wirtschaft läuft, die Börse brummt, die Sonne scheint. Niemand macht sich ernsthaft über etwas Konkretes Sorgen. Wir haben Zeit und Musse, uns den Kopf zu zerbrechen über einen Klimanotstand, der laut Modellrechnungen am Ende des Jahrhunderts eintreten sollte. Oder auch nicht.

Wohlstandsverblödung ist kein Charakterfehler, keine angeborene oder erworbene Eigenschaft, die einige trifft und andere nicht. Wohlstandsverblödung kann alle erwischen. Sie erfasst uns, ohne dass wir es merken. Die Überlebensinstinkte schlafen ein. Wir werden übermütig. Wir glauben, uns alles leisten zu können. Plötzlich kommt der Knall.

Vom Boxer Muhammad Ali stammt der Satz: «Du gehst nur von den Schlägen k.o., die du nicht kommen siehst.» In der Politik gilt: Man geht auch durch Schläge k.o., die man kommen sieht und die man sich sogar selber zugefügt hat. Wohlstandsverblödung folgt auf den Wohlstand, den man für selbstverständlich, für naturgegeben hält.

Wohlstandsverblödet ist zum Beispiel die von Bundesrat und Parlament beschlossene Energiewende, der Ausstieg aus der Kernenergie ohne Absicherung neuer verlässlicher Quellen. Mittlerweile müssen die betroffenen Bundesämter zugeben, dass sie keine Ahnung haben, wie sie die Schweiz künftig mit Energie versorgen wollen. Die Chefbeamten ersetzen Strategie durch Hoffnung. Die Stromnot wird die Auslandabhängigkeit der Schweiz massiv erhöhen und damit ihre Erpressbarkeit.

Wohlstandsverblödet ist auch die Idee, dass die Schweiz eine anhaltende hohe Nettozuwanderung von über 70 000 Personen pro Jahr verkraften kann. In den letzten dreizehn Jahren kamen netto eine Million Menschen in die Schweiz. Wir haben eine höhere Pro-Kopf-Zuwanderung als die Vereinigten Staaten. Der Andrang hat die Erwerbslosenquote auf 4,9 Prozent hochschnellen lassen trotz Hochkonjunktur, während die Produktivität im gleichen Zeitraum sank.

Selbstüberschätzung und Übermut sind Rezepte für den Niedergang. Sicheres Indiz dafür ist etwa die Forderung nach Vaterschaftsurlaub und Elternzeit. Man müsste eine Statistik darüber führen, wie intensiv die Schweiz derzeit politisch darüber diskutiert,

wie sich hier am schnellsten eine fremdfinanzierte Freizeitgesellschaft installieren lässt. Die Frage, wer den Kuchen macht, den alle schon vorher verteilen wollen, wird als unanständig zurückgewiesen.

Die Schweiz, lautet der Einwand, sei reich. Sie könne sich das leisten. Kann sie das? Die Freisinnigen kippten am letzten Wochenende in der Klimafrage um. Die Parteidelegierten verordneten dem Freisinn eine scharfe Öko-Wende mit Verboten, Abgaben, Steuern und staatlichen Interventionen. Es war gespenstisch, wie widerstandslos die FDP im Zuge des aktuellen Klimapopulismus zahlreiche ihrer Grundsätze einfach fallenliess.

Exemplarisch in ihrer zeitgeistverliebten Abgehobenheit war die Ansprache des Zürcher Ständerats Ruedi Noser. Nur in wohlstandsleichtsinnigen Zeiten kommen solche Sätze unwidersprochen durch, werden sie sogar beklatscht: «Die Schweiz kann es sich als reiches Land leisten, einen grösseren Effort für die Zukunft des Planeten zu leisten als andere.» Und weiter: «Wir sollten bis 2050 klimaneutral sein.»

Früher waren die Politiker zufrieden, wenn es der Schweiz einigermassen gutging. Heute muss es mindestens die Zukunft des Planeten sein. Es gibt nicht nur eine Inflation des Geldes. Es gibt auch eine inflationäre Aufblähung politischer Begriffe.

Der Klimawandel ist heute die billigste Folie, auf der man sich als Wohltäter aufspielen kann. Wer zu den Guten gehören will, gibt sich als Klimaschützer aus. Und wer zu den Guten gehört, darf alles behaupten, muss nichts mehr belegen. Das allgemein für gut Gehaltene genügt sich selbst.

Nehmen wir Noser beim Wort. Seine Freisinnigen wollen die Schweiz bis 2050 «klimaneutral» machen, also den Schweizer

CO₂-Ausstoss auf netto null absenken. Netto null heisst: Alles, was in der Schweiz nicht eingespart wird, muss im Ausland durch Geldzahlungen in einer Art Ablasshandel kompensiert werden.

Und wenn das Geld im Kasten klingt, die Seele in den Himmel springt.

Vermutlich wissen die Delegierten, die Noser applaudiert haben, gar nicht, worauf sie sich unseriöserweise eingelassen haben.



Weil wir es uns leisten können: Ruedi Noser.

Wer das menschengemachte CO₂ abschaffen will, will die moderne Zivilisation abschaffen.

Ohne CO₂ kann man keinen Zement herstellen, folglich keinen Beton, keine Gebäude und keine modernen Häuser oder Brücken bauen. Die Asphaltierung von Strassen setzt grosse Mengen an CO₂ frei. Wer darauf verzichten möchte, muss zurück zu Feldwegen, Kopfsteinpflastern oder Steinplatten wie die alten Römer.

Ohne CO₂-Ausstoss müssten wir auf Kunststoffe verzichten, auf Pharmaprodukte, darunter Aspirin. Stahlproduktion könnte man vergessen, also gäbe es auch keine Eisenbahnen mehr. Der Ausstieg aus dem menschengemachten CO₂ würde die Energiekosten drastisch in die Höhe treiben, zahllose Industriebetriebe unprofitabel machen, Unternehmen aus der Schweiz vertreiben und Arbeitsplätze vernichten. Die erforderlichen Gebäudesanierungen, die von den Klimaschützern gefordert werden, dürften viele Rentner in den Ruin stürzen und die Mieten verteuern.

Die Forderung nach null CO₂ bis 2050 ist noch verrückter als der Plan, ohne Ersatzlösung aus der Kernenergie auszusteigen. Dass solche Ideen überhaupt geäussert, ernsthaft aufgenommen und in Ansätzen sogar realisiert werden, ist nur durch das eingangs geschilderte Phänomen der Wohlstandsverblödung zu erklären.

Man fordert Dinge, die nicht durchdacht sind. Oder man meint nicht ernst, was man fordert. Politiker, die aus der kleinen Schweiz heraus den Planeten retten wollen, haben den Kontakt zur Wirklichkeit verloren. Oder wollen sie uns für dumm verkaufen?

LA CASA DEL HABANO

La excelencia del fumar.

Samuel Menzi
Bleicherweg 18, CH-8002 Zürich
Tel. 044 202 12 11
www.la-casa-del-habano.ch

Öffnungszeiten:
Di-Fr 10.00–18.30 / Sa 10.00–16.00 Uhr



Archetypen: Grünen-Co-Präsident Habeck. S. 54



Deal? Staatssekretärin Ineichen-Fleisch. S. 12



«Das Publikum will die poetische Kraft geniessen und viel lachen.»

Fredy Knie: Seite 40

Titelgeschichte

- 24 **Schnapsidee Vaterschaftsurlaub**
Staatlich verordnete Umerziehung
- 26 **Verlängerte Sommerferien**
Schwedens Väter

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentare** Schutz der Kultur
- 10 **Politik** Glaubenskrieg
- 10 **Schweiz** Schleichende Okkupation
- 11 **Eilmeldung**
Terrornetzwerk der Mullahs
- 12 **Kopf der Woche** Staatssekretärin Marie-Gabrielle Ineichen-Fleisch
- 20 **Mörgeli** Standes- und Eigeninteressensvertreter
- 20 **Bodenmann**
Umweltfreundliche Höllenmaschine
- 21 **Medien** DDR im Bundeshaus
- 21 **Die Deutschen** Zweierlei Glück

Inland

- 28 **Grauzonen der Strafjustiz**
Was ist los am Bundesstrafgericht?
- 30 **Grüne Liberale, liberale Grüne**
Warum nicht gleich fusionieren?
- 31 **Charles Lewinsky**
Die Sache mit der Toleranz
- 34 **Grüne Raserei** Formel E in Bern
- 35 **Sessions-Check**
Der Wolf und der elitäre Feminismus
- 36 **Zum Formstand der Gegner**
Die Parteien vor den eidgenössischen Wahlen
- 38 **Millionengeschenk für Grenchen**
Wundersame Wende für die Leichtathleten

Ausland

- 16 **Grossbritannien**
Brexit mit Boris
- 18 **Endrunde**
Die Tories haben keine andere Wahl
- 19 **Nigel Farage**
Meister der Spitzkehre
- 42 **Verrückte Tage am Rio Grande**
Reportage von der amerikanisch-mexikanischen Grenze
- 47 **Inside Washington**
«Gruss an Amerika»
- 48 **Krieg der Scheine**
Wie Salvini mit der EU wirtschaftet
- 49 **Brief aus ...**
Hongkong
- 50 **Tabus fallen**
Angriffe auf die AfD

Wirtschaft & Wissenschaft

- 32 **Personenfreizügigkeit schafft Arbeitslosigkeit**
Der Schweizer Arbeitsmarkt leidet
- 39 **Neue Währung Libra**
Die Schwächeren werden stärker

Kultur & Gesellschaft

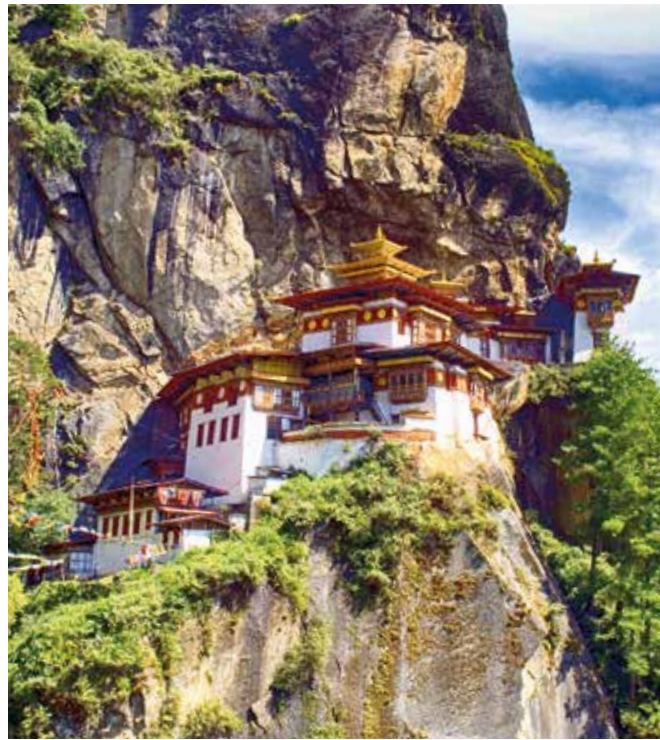
- 40 **«Den kindlichen Blick bewahren»**
Zirkus-Unternehmer Fredy Knie
- 52 **Ikone der Woche**
Sommerhitzedilemma
- 54 **Robert Habeck**
Dann gnade uns Gott
- 56 **Lucrezia Borgia**
Marionette oder Schlange?
- 58 **Sexualität**
Schöner als Fleisch und Blut

Interview

- 46 **Staatspräsident Duque Márquez**
«Kolumbien ist es stets gelungen, an Widerwärtigkeiten zu wachsen»

Rubriken

- 9 **Im Auge** Rafael Nadal
- 14 **Personenkontrolle**
- 15 **Nachruf** Judith Krantz
- 22 **Darf man das?**
- 22 **Leserbriefe**
- 23 **Fragen Sie Dr. M.**
- 60 **Die Bibel** In sich gehen
- 60 **Kino** Peter Jacksons «They Shall Not Grow Old»
- 61 **Knorr's Liste**
- 61 **Jazz** Till Brönner & Dieter Ilg
- 62 **Thiel** Trumptwitter
- 62 **Namen**
Glanzidee mit Nebengeräuschen
- 62 **Fast verliebt** Schlechte Gefühle
- 63 **Unten durch** Sigmund Freud
- 64 **Wein**
Monastrell 4 meses Juan Gil 2017
- 64 **Salz & Pfeffer**
Restaurant «L'Amiral», Concarneau (F)
- 65 **Motorrad** Kawasaki Versys 1000 SE
- 66 **Tamaras Welt**
Aber doch nicht in Hotpants!



© AdobeStock: wylsock, UlyssesPixel, nyiragongo, ipekmorel, kardr

VIP-Reise «Bhutan»

Königliches Juwel am Himalaja

Eingebettet zwischen den höchsten Bergen der Welt, liegt ein Land voller Kultur und Mystik: Bhutan. Im Süden von Indien und im Norden von China begrenzt, ist Bhutan umgeben von Magie und Geheimnissen, ein wunderschönes Land mit spannenden Kontrasten. Es hat bis heute seine Ursprünglichkeit und faszinierende Kultur bewahrt.

Tauchen Sie ein in die Geschichte des einzigen Landes der Welt, in dem das Glück der Bewohner offiziell oberstes Staatsziel ist! Die Route führt uns vorbei an eindrucksvollen Städten und über hohe Pässe. Wir erleben spektakuläre Naturlandschaften, verträumte Dörfer und kommen in persönlichen Kontakt mit der überaus liebenswerten Bevölkerung.

Heilige Pilgerstätten und Klöster

Wir erkunden die Städte Paro, Punakha, Trongsa und auch die Hauptstadt Thimphu sowie das Phobjika-Tal. Zu den Reisezielen zählen imposante Tempelanlagen, mit atemberaubender Aussicht auf idyllische Täler und die majestätischen Berge.

Die wichtigsten und auch ältesten Klöster Bhutans werden wir bewundern können, so etwa Jambay Lhakhang, Kurjey Lhakhang oder das weltberühmte «Tigernest»-Kloster

in über 3000 Meter Meereshöhe. Beim Besuch eines Klosterfestes tauchen wir ein in die faszinierende Welt des Buddhismus.

Majestätische Berge, Natur pur

Die Reisezeit im Oktober ist ideal, denn jetzt zeigen sich die schneebedeckten Berge des Himalaja-Massivs besonders klar unter dem strahlend blauen Himmel. Die Flora und Fauna des Himalaja erleben wir in einem intakten Zustand: Tiere und Pflanzen sind heilig und durch die Verfassung geschützt.

Die zweiwöchige Exkursion mit wunderbaren Ausflügen und Begegnungen ist voller Eindrücke, die Sie mit Sicherheit Ihr Leben lang nicht vergessen werden.

Das detaillierte Reiseprogramm und ein Anmeldeformular finden Sie unter www.weltwoche.ch/platin-club

Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Reise «Bhutan»
20. Oktober bis 4. November 2019

Reiseleistungen:

- Flug mit Qatar Airways von Zürich über Doha nach Kathmandu und zurück
- Flug mit Drukair von Kathmandu nach Paro und zurück
- Alle Fahrten und Transfers im Reisebus
- Je 1 Übernachtung in Punakha, Trongsa und im Phobjika-Tal
- Je 2 Übernachtungen in Kathmandu und Thimphu
- Je 3 Übernachtungen in Paro und in Bumthang (im Schweizer Gästehaus der Familie Maurer)
- Alle Mahlzeiten (Frühstück, Mittag- und Abendessen) gemäss Programm
- Alle Ausflüge und Besichtigungen
- Qualifizierte, Deutsch sprechende Reiseleitung

Preis:

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 6800.– p.P. im DZ
Für Nichtabonnenten: Fr. 7100.– p.P. im DZ
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 640.–

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, Locarno

www.weltwoche.ch/platin-club



GELESEN

«Ein Mensch, eine Fahne»

GELESEN

«Ein Herz und viele Pässe»

Kampf ums Wasser

Von Beat Gygi — Die Trinkwasserinitiative schiesst über das Ziel einer vernünftigen Landwirtschaft hinaus. Die Initianten versteifen sich auf realitätsfremde Grenzwerte.



Null-Toleranz.

Wem gehört das Wasser, das in der Natur quasi gratis angeliefert wird? Meistens ist das nicht klar und umfassend festgelegt, oft geht man davon aus, dass Wasser, das nicht privat gefasst wird, zunächst mehr oder weniger Gemeinschaftsgut und der Umgang damit eine gesellschaftliche Angelegenheit ist. «Das Wasser gehört mir», meldet sich jetzt aber eine Gruppe. Es sind die Urheber der Trinkwasserinitiative, die den Anspruch erheben, sie allein wüssten, wie mit Wasser richtig umzugehen sei. Die 2020 zur Abstimmung kommende Volksinitiative «Für sauberes Trinkwasser und gesunde Nahrung – Keine Subventionen für den Pestizid- und den prophylaktischen Antibiotika-Einsatz» ist im Nationalrat soeben abgelehnt worden, sie hat aber viele Sympathisanten, deren Leidenschaft es ist, anderen dreinzureden.

Sie fordern, dass Wasser, das mit der Landwirtschaft in Berührung kommt, künftig völlig frei sein müsse von Rückständen, Nitrat, Pestiziden, bestimmten Schadstoffen und Bakterien – sonst gibt es eine saftige Busse. Die Busse soll darin bestehen, dass die fehlbaren Bauern keine Direktzahlungen mehr erhalten. Die Initianten wollen erreichen, dass «Wasser und Nahrungsmittel, die frei von Arzneimitteln, antibiotikaresistenten Bakterien, Pestiziden, Nitrat und anderen

Schadstoffen sind, wieder zum Standard und für die ganze Bevölkerung erschwinglich werden.» Das tönt so, als ob es in Natur und Landwirtschaft mit Verschmutzung und Qualitätszerfall seit längerem nun immer schlimmer geworden sei.

Das Gegenteil ist passiert, es ist immer besser geworden. Vor fünfzig Jahren hat es in der Schweiz viele verschmutzte Seen und Flüsse gegeben, mit Schaum, Schlamm und Algen – und heute kann man darin baden. Klar, es waren politische Auseinandersetzungen, Kompromisse und gemeinsame Anstrengungen nötig, um den Gewässerschutz zu regeln, die Abwässer aus Betrieben und Haushalten zu reinigen, Rückstände und Nährstoffe herauszufiltern oder die Waschmittel phosphatfrei zu machen.

Verfeinerte Messungen

Genauso sei es doch heute, werden viele einwenden, einfach eine Stufe weiter, mit neuen Schadstoffen und ihren Wirkungen. Es ist nicht so. Bei den früheren Anstrengungen zum Gewässerschutz haben die meisten mitgemacht und Kompromisse geschlossen, weil sie einsahen, worin das Problem bestand. Heute jedoch geht es den Initianten nicht mehr um Kompromisse, sondern um null Abweichung von ihrer eigenen Position, um Null-Grenzwerte, um autoritäre Forderungen nach einem Totalverzicht auf bestimmte Stoffe, warum nicht null Pestizide, null Antibiotika, null Dünger, neuerdings null CO₂, kurz: um Null-Toleranz gegenüber dem, was man als störend einstuft.

Weil die Technik immer raffinierter geworden ist, kann man heute viel mehr messen als früher, winzigste Teilchen in minimaler Zahl, quasi den Feinstaub im Wasser, und so kann man auch immer mehr finden, was einem nicht passt. Gerade eben in der Landwirtschaft, die quasi mit Natur und Wasser arbeitet, diese ergibt eine riesige Projektionsfläche für Dinge, an denen sich die Null-Toleranz-Naturen abarbeiten können. Dabei hat die Landwirtschaft vor allem auch die Aufgabe, Nahrungsmittel zu produzieren, die Menschen zu ernähren, und in dieser Rolle hat die Branche seit dem vorderen Jahrhundert die grössten Produktivitätssteigerungen gemacht, die man sich vorstellen kann. Ohne Pflanzenschutz wäre vieles verfault und verdorrt, damit auch grosse Teile der menschlichen Kultur.

Neurosenstrauss



Rafael Nadal, Tennisprofi.

Es ist fast nicht zum Aushalten. Für ihn, weil er nicht anders kann. Für das Publikum, wie demnächst in Wimbledon, das dieses immergleiche Ritual dulndend erträgt. Für die Gegner, die er hypnotisiert. Rafael Nadal, 33, zupft an sich herum, vom Hintern bis zur Nase, eine ziemlich unappetitliche intime Prozedur, bis er endlich den Punkt der Erlösung findet und linkshändig aufschlägt. Wäre er ein Fussballer am Penaltypunkt und kein Tennisstar, hätte er längst die rote Karte gesehen für seinen Hokuspokus. Und wie er diese zwei Wasserflaschen pingelig ordnet vor seiner Pausenbank. Nadals Auftritte wirken wie spiritistische Sitzungen. Eine Dreiviertelstunde vor jedem Match geht er unter die eiskalte Dusche.

Rafa selber bezeichnet seine Schrullen als «meine Routinen», eingeschliffene Konzentrationshilfen. Fachleute mutmassen hinter seinen zwanghaften Marotten auch eine Form des Tourettesyndroms, das vermutlich schon Mozart antrieb. Serena Williams, die schwarze Primadonna, hat sich einen wenig ladyliken Aberglauben eronnen: Sie erscheint in Badelatschen auf dem Court und wechselt angeblich während eines Turniers nie ihre Socken. Novak Djokovic, die Nummer eins, tippt den Ball beim Service bis zu 38-mal nervtötend vor sich zu Boden, und vielleicht erinnert ihn dieses endlose Plopp-plopp-plopp an die Bombenangriffe der Nato auf Belgrad, als der kleine Nole immer wieder hinausrannte zum Tennisplatz und die Lust am Spiel stärker war als die Angst vor der Gefahr. Nadal wurde schon mit fünfzehn Berufsspieler, immer eingebettet in seine Grossfamilie, in der es mehrere Fussballprofis gab, der Onkel Toni war sein Vertrauenstrainer, die stets mitreisende Sippe und seine Herzensdame Mery bilden den schützenden Kokon. Aber nie ist Rafa so allein wie auf dem Platz. Er baut dann sein Sicherungssystem auf, dieses Mackenkonstrukt, das den Freiherrn Adolph Knigge («Über den Umgang mit Menschen») zu mildernden Umständen bewegen könnte, wenn er sein brillantes Spiel sähe. Darum geht es schliesslich. Peter Hartmann

Glaubenskrieg

Das Ende des historischen Kompromisses in Zürich geht weit über Parkplätze hinaus.

Das Attribut «historisch» mag hochgestochen klingen. Es geht nur um Parkplätze. Die Sozialdemokraten der Stadt Zürich wollen den 1996 mit den Bürgerlichen ausgehandelten Kompromiss aufkündigen, nach dem oberirdische Parkplätze in der Innenstadt zwar nach Möglichkeit aufgehoben, aber durch unterirdische kompensiert werden. An der Gesamtzahl sollte sich, vor allem aus Rücksicht auf das Gewerbe, nichts ändern. Die Grünen bekämpften diese Lösung schon immer. Nun schliesst sich die SP ihnen an.

Man kann es den Parteien nicht verübeln, wenn sie jene Politik durchsetzen, für die sie gewählt wurden – egal, ob diese einem gefällt. Aus links-grüner Sicht ist das Auto ein Symbol des Übels. Insofern ist es konsequent, die Automobilisten zu schikanieren, wo es nur geht: Tempo 20 und Blitzfallen, Schwellen und Riegel, Halteverbote und Spurverengungen. Nur ist es heuchlerisch, die Lebensqualität aller vorzuschieben. Seien wir ehrlich, es geht um eine Umerziehung der Bürger.

Mehr Lebensqualität für alle

Kaum jemand bestreitet, dass die seit 1996 in Zürich neugeschaffenen Freiflächen die Stadt freundlicher gemacht haben. Der Kompromiss war ein voller Erfolg, weil er möglichst vielen Menschen aus allen Kreisen reale Verbesserungen bescherte. Und er war insofern eben doch historisch, als er eine Epoche jahrelanger Blockaden beendete.

Das Auto hat in der Schweizer Politik einen ähnlichen Stellenwert wie die Abtreibung in den USA: eine ewige Glaubensfrage, die nach einem klaren Bekenntnis verlangt. Der Burgfrieden von 1996 um die Parkplätze war, nach epischen Grabenkriegen, Dreh- und Angelpunkt eines neuen Pragmatismus. Die von links wie rechts verspottete «Allianz der Vernunft» zwischen SP und FDP ebnete im selben Jahr auch einen Ausweg aus der damals heillos vergifteten Drogenpolitik.

Auslöser der Automobilphobie in den frühen 1990er Jahren war das vermeintliche Waldsterben. Die im Rückblick groteske Massenhysterie führte zu einer Verhärtung in der Politik. Mit dem Ausbruch des Klima-Hypes scheint sich die Geschichte zu wiederholen. Die Fanatiker melden sich zurück. Den Alltag möglichst aller Menschen angenehmer zu gestalten, reicht nicht mehr. Zürich muss wieder einmal die Welt retten. Das sind keine guten Zeiten für Pragmatiker. *Alex Baur*

Schleichende Landnahme

Von Peter Keller — Der Platz vor dem Bundeshaus wird vom fröhlichen Begegnungsort zum Tummelfeld links-grüner Esoteriker.

Ich mag den Platz vor dem Bundeshaus. Die schlichten Bodenplatten strahlen Ruhe und Beständigkeit aus. Wenn es warm wird, springen fröhlich kreischende Kinder klatschnass durch die Fontänen, die willkürlich zwischen den Steinquadraten hervorzischen. Jeweils am Dienstagmorgen früh kommen die Bauern aus dem Umland und bauen ihre Stände auf, und es leuchtet und duftet in allen Farben und Gerüchen.

Dann und wann wird der Platz umgebaut für ein Beachvolleyball-Turnier, oder es wird Schlittschuh gelaufen im Winter, oder der Hauseigentümerverband feiert sein hundertjähriges Bestehen mit Bratwurst und kurzen Ansprachen, die trotzdem keiner anhört. Dieser Platz ist für alle da, ein bisschen Spielplatz, ein bisschen Rummelplatz, das Bundeshaus erscheint wie ein zufälliges Anhängsel, das auch noch da ist neben dieser Piazza del Popolo.

Ich bin im achten Jahr als Parlamentarier in Bern, und wenn ich Besucher hier habe, dann erzähle ich immer mit einem gewissen Stolz, wie der Platz lebt und duftet und lacht, dass das ein Stück Schweiz ist, wenn wir zwischen betriebsamen Bauern hindurchgehen frühmorgens und uns etwas komisch vorkommen mit unseren dunklen Krawatten und Aktenmappen.

Aufdringlich und übergriffig

Kaum ein Ort zeigt das entspannte und auch etwas spöttische Verhältnis zwischen der Schweizer Bevölkerung und ihren politischen Vertretern besser als dieser Bundesplatz – und ich erinnere mich, wie ich als Student mal in Rom war und mich kurz auf die weisse Treppe des Monumento Nazionale setzte, dieses Marmorklotzes mitten in der Stadt, und sofort von einem uniformierten Wachmann, der Handschuhe trug, als könnte er sich bei uns mit einer schlimmen Krankheit anstecken, weggeschucht wurde. Da lobe ich mir unseren Bundesplatz, wo Kinder in Unterhosen durch die Wasserfontänen jagen dürfen.

Seit ein paar Sessions beginnt dieser Geist jedoch zu schwinden. Es findet eine schleichende Okkupation des Bundesplatzes statt. Praktisch täglich erwarten Gruppen von «Aktivisten», wie sich diese Zeugen Jehovas der Politik neuerdings nennen, die ankommenden Parlamentarier. Aufdringlich, auf Mission, übergriffig. Statt Kleinkinder kreischen Klima-Streikler ihre Parolen und halten

bemalte Kartonplakate in die Luft, die aus unerfindlichen Gründen immer entweder auf Englisch oder in Mundart, aber kaum je auf Hochdeutsch beschriftet sind.

Jeden Tag wird demonstriert und agitiert und gestaltet. Wie durch eine geheime Absprache wurden die drei Wochen Session auf einmal entdeckt als links-grün-nerviges Dauerhappening der eigenen moralischen Überlegenheit: gegen die bösen Konzerne, gegen die bösen Männer, gegen die bösen Weiss-der-Geier. In der zweiten Sessionswoche erhielten wir ein Schreiben der Nationalratspräsidentin. Für morgen sei eine Aktion einer militanten Gruppierung angekündigt. Deren Mitglieder wollten sich in Kunstblut wälzen und sich vor das Bundeshaus legen, man möge doch bitte aus Sicherheitsgründen den Hintereingang nutzen.

Ein paar Tage später gelang es dann diesen «Klima-Aktivisten», sich in der Pose des sterbenden Christus ans Eisengitter am Türeingang zu ketten. Seither müssen die Sicherheitskräfte demonstrativ vor dem Gebäude stehen. Das Bundeshaus wird so zur abweisenden Wagenburg wie jedes Parlament der Welt auch. Darum, liebe Aktivisten: Gebt den Bundesplatz wieder frei und nervt eure Mitmenschen zu Hause.

Peter Keller ist Nationalrat (SVP) aus Nidwalden und freier Autor der *Weltwoche*.



Dauerhappening der moralischen Überlegenheit.

Das Terrornetzwerk der Mullahs

Von Pierre Heumann — Über ein feingestricktes Netz trägt der Iran Terror um die halbe Welt. Neue US-Sanktionen sorgen für Einbussen. Teheran ist weit davon entfernt, den Stellvertreterkrieg aufzugeben.



Verstärkter Sanktionsdruck: Präsident Trump, Vize Pence.

Trump hat in letzter Minute einen Militärschlag gegen den Iran abgesagt. Stattdessen verhängt er abermals schärfere Sanktionen. Diese spüren jetzt auch die Terrororganisationen, die von den Mullahs unterstützt werden. So musste die Hisbollah ein Sparprogramm einleiten, weil der Iran den Geldfluss massiv gedrosselt hat.

Doch die gewaltbereiten Milizen von Teherans Gnaden bleiben eine ernsthafte Gefahr. Die Mullahs sind weit davon entfernt, mit ihrer Tradition des Stellvertreterkriegs zu brechen. Seit vierzig Jahren alimentieren die Ajatollahs im Kampf gegen den Westen und dessen Verbündeten radikale Gruppen und setzen sie als Gewaltvehikel ein. Teheran rekrutiert, bezahlt, trainiert und versorgt ausländische Söldner im Mittleren Osten mit Waffen und Munition. So wurden die jüngsten Attacken auf Tanker im Golf von Oman, auf Ölpipelines und Flughäfen in Saudi-Arabien von iranischen Verbündeten ausgeführt. Nach Sichtung der von den USA vorgelegten Beweise sagte Bundeskanzlerin Angela Merkel, man nehme das sehr ernst, «und es gibt auch hohe Evidenzen».

Die Eskalation der vom Iran gesteuerten Angriffe auf saudische Ziele erfolgt zeitgleich mit dem verstärkten Sanktionsdruck der USA auf Teheran. Der Iran, der zu schwach ist, um den USA in offenem Konflikt die Stirn zu bie-

ten, verlässt sich auf seine Stellvertreter, um darauf seine Unschuld zu beteuern.

In den vergangenen vier Jahren, seit dem Abschluss des Atomabkommens, hat Teheran sein Terrornetzwerk zielstrebig ausgebaut. Zwar mussten sich die Ajatollahs bei der Herstellung von Nuklearbomben zumindest vorübergehend zurückhalten. Während aber das Sanktionsregime gelockert wurde und westliche Manager nach Teheran pilgerten, um sich möglichst viele Aufträge zu sichern, dehnten die Iraner ihren Einfluss in der Region massiv aus. «Die zuvorkommende Behandlung des Westens gab ihnen das Gefühl, dass sie ihre Expansionsgelüste ausleben können,» sagt Uzi Rabi, Direktor des Moshe-Dayan-Zentrums für Nahoststudien an der Universität Tel Aviv.

So gründeten die iranischen Revolutionsgarden, kaum war der Atomdeal unterschrieben, die Fatemiyoun-Brigade, die aus rund 15 000 afghanischen Kämpfern besteht. Diese wurden im Iran rekrutiert, nachdem sie aus Afghanistan geflüchtet waren. Teheran setzte die Fatemiyoun-Brigade im syrischen Bürgerkrieg ein, um auf Seite des mit Teheran befreundeten syrischen Regimes von Baschar al-Assad zu kämpfen.

Das iranische Netzwerk des Terrors erstreckt sich über strategisch relevante Gebiete der Region und darüber hinaus. Der Iran verfügt nun

über zahlreiche guttrainierte und kriegserprobte schiitische Terrorgruppen, die weltweit für verdeckte Operationen eingesetzt werden können. (Es gab zum Beispiel Anschläge in Südamerika und in Europa). In Gaza erhalten die Hamas und der Islamische Dschihad Gelder und Waffen aus Teheran, also zwei radikalislamische Organisationen, die sich einer Aussöhnung mit Israel widersetzen. Eine dritte Terrorgruppe, die Al-Sabirin, sei in Gaza zudem Teil der iranischen Strategie, Extremistengruppen an sich zu binden, um bei einer allfälligen Aufweichung radikaler Positionen weiterhin auf linientreue Verbündete zurückgreifen zu können, sagt der gebürtige Iraner Soli Shahvar, der an der Universität Haifa das Ezri Center for Iran and Persian Gulf Studies leitet.

Gefährlichste Terrorgruppe im Dienste Teherans ist die Hisbollah, die im Libanon beheimatet ist. Dort bildet sie einen Staat im Staat, beherrscht zudem einen Stadtteil in Beirut und kontrolliert ganze Landstriche. Vom Iran gegründet, um gegen Israel zu kämpfen, verfügt sie heute über rund 100 000 Raketen sowie ein effizientes Drohnenprogramm. Die Hisbollah ist fähig, 1200 Raketen pro Tag auf Israel abzufeuern und dabei Städte wie Haifa oder Tel Aviv zu treffen. Teheran liefert die Waffen nicht selbstlos. Hisbollah und Libanon sind für die Islamische Republik eine wichtige Front am Mittelmeer in ihrer Konfrontation mit Erzfeind Israel.

Regime denkt langfristig

Jetzt setzen die US-Sanktionen dem Regime in Teheran allerdings so stark zu, dass es die Zuwendungen an seine Alliierten massiv kürzen muss. Die Hisbollah erhält vierzig bis fünfzig Prozent weniger als in den Vorjahren, wie israelische Sicherheitsexperten bestätigen. Terrormilizen spüren das beim Sold. Um das Finanzloch zu füllen, verkauft die Hisbollah Immobilien, und Al-Manar, ihr Propagandasender, entlässt Mitarbeiter. Zudem füllt die Hisbollah ihre Kassen zunehmend wieder mit Einnahmen aus dem lukrativen Drogenhandel.

Teheran will den arabischen Raum nicht nur mit Waffen beliefern, sondern auch mit seiner Ideologie durchdringen und zur schiitischen Religion bekehren. In Syrien würden die Einflussversuche den zivilen Bereich erfassen, sagt Shahvar. Dort lassen sich von Teheran finanzierte Prozesse beobachten, die die Bevölkerung des mehrheitlich sunnitischen Landes zum Schiismus bekehren sollen. So finanziert der Iran Schulen und Sprachkurse in Farsi. Das Regime denkt langfristig. In zwei Generationen könnten grosse Teile Syriens mit dem Iran gleichgeschaltet sein. Um die Anbindung auch infrastrukturmässig abzustützen, verhandelt Teheran derzeit mit dem Irak und mit Syrien über den Bau einer Eisenbahnlinie. Sie ist Teil des iranischen Planes, den Persischen Golf mit dem Mittelmeer zu verbinden.

Die Frau, die von Donald Trump interviewt wurde

Von Florian Schwab — Marie-Gabrielle Ineichen-Fleisch war mit Bundespräsident Ueli Maurer im Oval Office. Dort erklärte sie dem amerikanischen Präsidenten das Erfolgsmodell Schweiz. Schon in den nächsten Wochen will die Staatssekretärin erste Ergebnisse beim Freihandelsabkommen vorlegen.

Die Spannweite zwischen der 1600 Pennsylvania Avenue in Washington und dem Holzikofenweg 36 in Bern ist nicht unerheblich. An der erstgenannten Adresse amtiert US-Präsident Donald Trump im feudal-repräsentativen Weissen Haus. Die zweite ist die Anschrift der Wirkungsstätte von Staatssekretärin Marie-Gabrielle Ineichen-Fleisch, des Hauptsitzes des Staatssekretariats für Wirtschaft (Seco): ein relativ schmuckloses, quadratisches Verwaltungsgebäude. Die Direktionsetage hat grosse Fensterfronten, ist mit hellem Parkettboden ausgestattet und macht einen geräumigen Eindruck. Sie atmet ein wenig den Geist einer Amtsstube, auch wenn sie eigentlich der Maschinenraum ist, in dem die Schweizer Wirtschafts- und Handelspolitik betrieben wird. Das Seco gilt als liberal-ordnungspolitisches Gewissen der Bundesverwaltung.

Makellose Repräsentantin der Schweiz

Mitte Mai trafen die beiden Welten aufeinander. Im Tross von Bundespräsident Ueli Maurer (SVP) besuchte die Schweizer Staatssekretärin Donald Trump. Im Zentrum stand ein mögliches Freihandelsabkommen zwischen der Schweiz und den USA. Präsident Trump gab sich als *dealmaker in chief* und formulierte ein sportliches Ziel für die laufenden Freihandelsgespräche: Bis Ende Jahr soll es ein unterschrittsreifes Abkommen geben. Und die Seco-Vorsteherin Ineichen-Fleisch ist hier eine Schlüsselfigur: Sie persönlich leitet die Sondierungsgespräche mit den Vertretern des US-Handelsbevollmächtigten Robert Lighthizer.

Sechs Wochen später, Besuch der *Weltwoche* bei Marie-Gabrielle Ineichen-Fleisch in Bern. Die Staatssekretärin reist viel umher in diesen Wochen. Sie kommt gerade aus Genf, wo sie an einer Industriemesse eine Rede gehalten hat. Einige Tage zuvor nahm sie als ranghöchste Vertreterin der Schweiz am St. Petersburg International Economic Forum teil. Eigentlich war Bundespräsident Maurer für den Russland-Auftritt vorgesehen, doch dann überschritt sich das Datum mit einem wichtigen Finanzministertreffen in Japan. Wenn Bundesräte verhindert sind, schicken sie oftmals Ineichen-Fleisch zu wichtigen Treffen. Sie wissen: Die im diplomatischen Auftritt geübte Spitzenfrau ist eine makellose Repräsentantin der Schweiz. Stets einwandfrei gestylt, inhaltlich gut vorbereitet, charmant, aber nicht übertrieben – sie strahlt eine solide, landestypische Bürgerlichkeit aus.



Solide Bürgerlichkeit: Seco-Vorsteherin Ineichen-Fleisch.

«Wie war es bei Donald Trump, Frau Ineichen?» – «Er ist sehr interessiert an der Schweiz», antwortet die Seco-Chefin in melodischem Berndeutsch. Der US-Präsident habe viel über die eidgenössische Handels- und Wirtschaftspolitik wissen wollen. Die harten Fragen, auf welche sich die helvetische Delegation eingestellt hatte, seien aber nicht gekommen. Stattdessen sei das Treffen «mehr wie ein Interview» verlaufen, in dem der Präsident versucht habe, «herauszufinden, warum die Schweiz wirtschaftlich so erfolgreich ist».

Das Thema Landwirtschaft, das von vielen Beobachtern als neuralgischer Punkt der

Freihandelsgespräche betrachtet wird, habe Trump nicht angesprochen. «Stattdessen haben wir es aufs Tapet gebracht.» Man habe dem US-Präsidenten erklärt, dass die Schweiz ein kleines Land mit achteinhalb Millionen Einwohnern sei, dessen Aussenhandelsquote heute über 90 Prozent betrage. «Dass wir ein Land mit einem kleinen Binnenmarkt sind, haben die Vertreter grösserer Länder oftmals nicht präsent.» Präsident Trump habe diese Besonderheit aber sofort verstanden.

Ferner hätten die Schweizer Vertreter darauf hingewiesen, dass sich die Konsumenten hierzulande durch ein ausserordentlich hohes

Qualitätsbewusstsein auszeichneten. «Bei möglichen Freihandelspartnern», so die Staatssekretärin, «müssen wir das Verständnis dafür wecken, dass ihre Premium-Produkte bei uns sehr erfolgreich sein können.» Hingegen habe niemand etwas davon, die kleine, kaufkräftige Schweiz «mit einer Billigstrategie zu überschwemmen», das gelte insbesondere bei den Agrarprodukten.

Diese Botschaft, so Ineichen-Fleisch, sei bei der amerikanischen Regierung angekommen. «Ich hatte nicht den Eindruck, dass die Agrarzölle für Trump ein Riesenproblem sind», berührten sie doch nicht den Kern seiner wirtschaftspolitischen Agenda. Im Gegenteil: Ein Deal mit der Schweiz könnte Trumps politischen Zielen im Industriebereich entgegenkommen, indem dieser das Handelsvolumen bei Industriegütern befördert und für noch mehr Investitionen von Schweizer Industriefirmen in den USA sorgt. «Bereits jetzt sind wir der siebtgrösste Auslandsinvestor in den USA.» Eine Herausforderung liege darin, den Amerikanern diese Potenziale glaubhaft aufzuzeigen, sagt die Seco-Spitzenfrau.

Premiere bei den Konzessionen

Dennoch gibt sich die Staatssekretärin nur vorsichtig optimistisch, was Trumps Ziel eines Vertrags bis Ende 2019 betrifft. «Ich hoffe, dass wir uns bis dahin einigen können.» Aber es gebe schon noch «Knacknüsse». Die wichtigste Frage sei, ob nebst der Exekutive auch der US-Kongress bereit sei, einem Vertrag zuzustimmen, der bei landwirtschaftlichen Gütern «keinen umfassenden Freihandel, sondern Konzessionen für einzelne Produkte» beinhalte. «Aus Sicht der USA wäre das eine Premiere.» Die Schweiz habe gewisse Eckwerte bereits vor Monaten bei der Lighthizer-Behörde deponiert. Mit dem Besuch bei Donald Trump sei jetzt Schwung in die Diskussion gekommen. In Bern rechnet man damit, dass möglicherweise noch vor der Sommerpause eine Abordnung des amerikanischen Handelsbeauftragten in die Schweiz kommen könnte. Dann wird sich zeigen, ob genügend Gemeinsamkeiten vorhanden sind.

Beim Thema Freihandel macht der Seco-Chefin so schnell niemand etwas vor. Sie arbeitet seit 1995 für den Bund in diesem Bereich, anfänglich im damaligen Bundesamt für Ausenwirtschaft. Für die Schweiz leitete Ineichen-Fleisch die Verhandlungen zur Doha-Runde der Welthandelsorganisation (WTO). 2007 wurde sie von der damaligen Wirtschaftsministerin Doris Leuthard (CVP) in die Seco-Geschäftsleitung berufen und zur Botschafterin und Delegierten des Bundesrates für Handelsverträge ernannt. Vier Jahre später berief sie Bundesrat Johann Schneider-Ammann

(FDP) zur Nachfolgerin von Jean-Daniel Gerber an die Spitze des Staatssekretariats.

Wie ist es, als in der Woll der Welthandelsorganisation gefärbte Multilateralistin plötzlich dem «America first» von Donald Trump gegenüberzustehen? «Ich sage auch: Switzerland first», so die Seco-Chefin. Denn als Unterhändlerin für die Schweiz vertrete sie



Eckwerte deponiert: Lighthizer (M.), Trump (l.), Mnuchin (r.).

natürlich die Interessen ihres Landes, ob in der WTO oder bilateral. Die WTO sei für die Schweiz die beste Option für eine Regelung des Welthandels. Da aber derzeit von der WTO kaum Impulse für international breit-abgestützte Zollsenkungen ausgingen, sei der Weg über bilaterale Verträge zu gehen. «Wir müssen unsere Interessen auf der bilateralen Schiene wahren.»

In letzter Zeit wurde gelegentlich die Kritik geäußert, das Seco gehe zu zögerlich an das Thema USA heran. Die Schweiz überfordere die amerikanische Behörde, die mit dem China-Thema alle Hände voll zu tun habe, bereits jetzt mit technischen Spitzfindig-

«Wir müssen unsere Interessen auf der bilateralen Schiene wahren.»

keiten und einem zu formalistischen, zögerlichen Vorgehen. Die Staatssekretärin lässt diese Kritik nicht gelten. «Man darf die Exploration nicht unterschätzen.» Bevor man formelle Verhandlungen eröffnen könne, «müssen wir uns darauf einigen, welches der Anwendungsbereich und die Parameter eines allfälligen Abkommens sein sollen». Wenn das gelinge, seien die Vertragsgespräche dann viel effizienter und einfacher. Man wolle nicht in die gleiche Situation kommen wie heute die EU gegenüber der USA. EU-Kommissions-Präsident Jean-Claude Juncker und Präsident Trump hätten letzten Sommer eine Absprache getroffen. Es habe sich dann aber gezeigt, dass das darauf folgende Mandat der EU relativ weit vom ame-

rikanischen Verhandlungsmandat entfernt sei.

Die Amerikaner, so Ineichen-Fleisch, hätten sich auch danach erkundigt, was für Auswirkungen ein Abschluss des Rahmenabkommens zwischen der Schweiz und der EU auf die Fähigkeit der Schweiz hätte, in Zukunft selbstständig Handelsabkommen zu schliessen.

Nach Einschätzung der Seco-Vorsteherin wäre das Rahmenabkommen «diesbezüglich unproblematisch».

Aber will nicht die EU erklärermassen die Schweiz immer mehr in ihr Binnenmarkt-Regime hineinziehen, beispielsweise auch bei der im Rahmenvertrag vereinbarten Neuverhandlung des Freihandelsabkommens von 1972? Eine Aktualisierung dieses Vertrags, so die Staatssekretärin, sei durchaus auch im Interesse der Schweiz. «Was dabei allenfalls an neuer Harmonisierung mit dem EU-Binnenmarkt herauskommt, ist dann eine Frage der Verhandlung.» Sie gehe davon aus, dass es bei diesen Verhandlungen in erster Linie um die Modernisierung

des Freihandelsabkommens von 1972 auf das heutige Niveau gehe. «Es ist zudem schwer vorstellbar, dass die Schweiz dabei weiterginge als die Länder des EWR [Norwegen und Island, Anm. d. Red.].» Und bei diesen sei die Fähigkeit, ausserhalb der EU Verträge abzuschliessen, «sehr intakt».

Zum heissdiskutierten Thema, ob das neue Freihandelsabkommen neu unter die Guillotineklausel des Rahmenvertrags falle, sagt Ineichen-Fleisch: «Eine Guillotineklausel ist weder sinnvoll noch nötig bei einem modernisierten Freihandelsabkommen.» Man wisse aber, dass die EU das wolle.

«Andere Auffassung»

Kürzlich knirschte es im Gebälk des Volkswirtschaftsdepartements, als der *Blick* vermeldete, das Seco sei von einer «schwarzen Garde» um den neuen SVP-Wirtschaftsminister Guy Parmelin gezwungen worden, seine sehr positive Haltung zur Personenfreizügigkeit zu überdenken. Alles falsch, meldete zuerst das Departement auf Twitter und ein paar Tage später die *Neue Zürcher Zeitung*: Es gebe lediglich unterschiedliche Auffassungen im Generalsekretariat des Departements und im Seco. Dazu die Staatssekretärin: «Es ist wichtig, dass unterschiedliche Meinungen im Departement kontrovers diskutiert und auch so kommuniziert werden dürfen.»

Allgemein habe sie den Eindruck, dass ihr neuer Chef die Prinzipien des Seco, insbesondere beim Freihandel, aus Überzeugung mittrage. «Es ist eine sehr angenehme, professionelle und gute Zusammenarbeit.» Das Thema Freihandel komme «bei praktisch jeder unserer Sitzungen mit ihm zur Sprache». ○

Personenkontrolle

Berset, Aeschi, Keller-Sutter, Abrecht, Sommaruga, Maurer, Hänni, Müller, Girod, Imark, Zanetti, Schwab, Maury Pasquier, Schwald, Gössi, Wasserfallen, Perry

Alain Berset, Vexierkünstler, ist ein grosser Frauenverstehrer. So reiste der SP-Bundesrat und oberste Chef des Gleichstellungsbüros Anfang Jahr mit einem gewaltigen Aufgebot an eine Uno-Versammlung zur Rechtsstellung der Frau nach New York. Nur über die Anzahl der offiziellen Schweizer Teilnehmer herrscht Unklarheit. Als SVP-Fraktionschef **Thomas Aeschi** kürzlich, gestützt auf einen Artikel der *Weltwoche*, wissen wollte, wie viele Schweizer Vertreter teilgenommen haben, gab Berts Department zur Antwort: Zwölf Bundesangestellte seien in die USA gereist. Eine typische bundesbernerische Nebelpetarde. Tatsächlich haben viel mehr Schweizer Vertreter teilgenommen. Auf dem Gruppenbild der Delegation zählt man zwanzig Personen. Laut Teilnehmern sind auf dem Foto ausserdem bloss die «Stars» abgelichtet – also die führenden Köpfe der Abordnung. Das Department Berset konnte die Widersprüche zwischen seiner Antwort auf die Aeschi-Anfrage und der Fotografie bislang nicht erklären. (*hmo*)

Karin Keller-Sutter, Entertainerin, unterhält uns in diesen Hitzetagen glänzend. Bereits zweimal haben wir an dieser Stelle über eine Justizposse auf höchster Ebene zwischen Bern und Basel berichtet, und schon gibt es wieder ein neues Kapitel. Zur Erinnerung: Die Regierung von Basel-Stadt hatte sich in Annahme eines linken Vorstosses geweigert, einen rechtskräftig abgewiesenen afghanischen Asylbewerber auszuschaffen. Dies trug ihr einen Rüffel von FDP-Justizministerin Keller-Sutter ein, die einst ihrerseits als Regierungsmitglied im Kanton St. Gallen einer rechtskräftig abgewiesenen Asylbewerberfamilie mit falschen Identitäten zur Bleibe verholfen hatte. Vielleicht erinnerten sich die Basler an diese Vorgeschichte der mal pflichtvergesenen, mal strengen Magistratin. Jedenfalls stellten sie sich hinter den Afghanen – und damit gegen das Gesetz. Wie der unerschrockene Rechercheur **Serkan Abrecht** in der *Basler Zeitung* enthüllte, ermittelt nun die Basler Staatsanwaltschaft gegen die Basler Regierung. Das hatten sich ihre St. Galler Kollegen im Präzedenzfall Keller-Sutter damals nicht getraut. (*gut*)



Nebelpetarde: Bundesrat Berset.



Vorsätze vergessen: Nationalrat Girod.



Hinten versteckt: US-Energieminister Perry.



Schwierige Tage: Ständerätin Maury Pasquier.

Simonetta Sommaruga, Feministin, nervt ihren Bundesrats- und Parteikollegen **Alain Berset** (SP). Am Mittwoch vor einer Woche beugte sich der Bundesrat über ein Aussprachepapier Berts zur AHV-Reform. Noch ist nichts entschieden. Dennoch sickerte durch, dass Finanzminister **Ueli Maurer** (SVP) in einem Mitbericht das Rentenalter nicht nur für die Frauen (von 64 auf 65 Jahre) erhöhen will, sondern auch für die Männer (von 65 auf 66 Jahre). Wodurch der Bund 2,5 Milliarden Franken sparen könnte. Bisher nicht bekannt war die zweite Hälfte des Problems, dem sich Berset mit seiner Reform stellen muss: Auch Parteikollegin Sommaruga fuhr ihm in die Parade. Die Bernerin fordert für die Erhöhung des Rentenalters der Frau Kompensationen in Höhe von rund 1,1 Milliarden Franken. Davon profitieren soll die Übergangsgeneration – ganz nach dem Motto: Wenn Frau will, steht Berts AHV-Reform sonst still. (*hmo*)

Karin Keller-Sutter, zuständige Bundesrätin in Sachen Korruption, hat Post erhalten vom Europarat. Die Staatengruppe gegen Kor-



Nach Gerangel zufrieden: Juristin Hänni.

ruption (Greco) blickt mit ein bisschen Sorge auf die Schweizer Institutionen, lässt sie die Justizministerin wissen. Namentlich um die Richter steht es laut Greco nicht zum Besten: Den Schweizer Richtern fehle teilweise die Sensibilität für die eigene Berufsethik, und es gebe keine Möglichkeit, sie disziplinarisch angemessen zu sanktionieren, heisst es im Greco-Bericht. Die Rekrutierung der Kandidaten wertet die Greco als problematisch, die Wiederwahl der Richter beurteilt sie als anfällig für politische Manöver, und dass die Richter ihren jeweiligen Parteien jährlich eine Mandatssteuer zahlen müssen, erachtet sie als Gefahr für die richterliche Unabhängigkeit. Doch trotz dieser Mängelliste scheint der Job des Bundesrichters nach wie vor Glanz zu haben, wie der jüngste Hickhack um die Besetzung eines frei werdenden Postens zeigt. (*fon*)

Julia Hänni, Bundesrichterin-*elect*, durfte sehr zufrieden sein mit ihrer Wahl durch das Parlament. Die CVP-Professorin vereinigte auch etliche Stimmen der SVP auf sich, obwohl es zuvor zu einem parteipolitischen Gerangel

zum Nachteil der Volkspartei gekommen war. Die Gerichtskommission des Nationalrats bevorzugte Hänni gegenüber dem SVP-Kandidaten **Thomas Müller**, dem Präsidenten des Berner Verwaltungsgerichts. Der überraschende Sukkurs von rechts für Hänni dürfte neben strategischen Gründen – bei der nächsten Vakanz soll wieder die SVP zum Zug kommen – auch noch andere Ursachen haben. «Wenn sie eine Frau sehen, dann ist ihr Verstand weg», sagt ein in dieser Hinsicht unverdächtig Beobachter der Szene. (gut)

Bastien Girod, kaltblütiger Nationalrat, richtet sein Werk am liebsten in klimatisierten Räumen. Dies wurde an der Sitzung der nationalrätlichen Umweltkommission vom vergangenen Montag deutlich. Obwohl die Temperatur im Sitzungszimmer des Hotels «Aulac» in Lausanne allgemein als sommerlich angenehm empfunden wurde, und keineswegs als drückend heiss, verlangte Girod das – bekanntlich nicht gerade stromsparende – Hochfahren der Klimaanlage. Aber wenn es um den eigenen kühlen Kopf geht, vergisst der grüne Nationalrat, der einst die Offroadler per Volksinitiative verbannen wollte, offenbar alle guten Vorsätze. Klimapolitisch vorbildlich trat dagegen Nationalrat **Christian Imark** (SVP) in Aktion: Er sorgte dafür, dass die Klimaanlage trotz Girods Begehren abgeschaltet blieb. (fsc)

Liliane Maury Pasquier, Frau auf europäischem Spitzenposten, hat schwierige Tage hinter sich. Als Präsidentin der Parlamentarischen Versammlung des Europarates musste die Genfer SP-Ständerätin Anfang Woche die Sitzung über die Rolle Russlands im Europarat eröffnen. Russland war vor fünf Jahren nach der Annexion der Halbinsel Krim das Stimmrecht entzogen worden, worauf die Russen ihrerseits die Zahlungen an die Strassburger Organisation einstellten. Nun ist der Europarat eingeknickt und hat Russland wieder als Mitglied in seinen Kreis aufgenommen. Die menschenrechtssensible Sozialdemokratin Maury Pasquier musste deshalb heftige Kritik einstecken und sich den Vorwurf gefallen lassen, sie verrate die europäischen Werte. (fon)

Claudio Zanetti, geduldiger Zeitgenosse, zog vor fast vier Jahren in den Nationalrat ein. Als eine der ersten Amtshandlungen regte der Parlamentsneuling an, dass am Rednerpult elektronisch der Name des gerade Sprechenden angezeigt würde. Dieser Vorstoss wurde vom Präsidium wohlwollend entgegengenommen. In erster Linie hatte Zanetti dabei die Zuschauer auf der Tribüne im Sinn. Ganz uneigennützig war die Idee gleichwohl nicht: «Als Neuer kennt man ja die Leute noch kaum.» Mittlerweile sind Zanetti die Namen fast aller Rats-

Nachruf



Viel Glamour und Sex: Autorin Krantz.

Judith Krantz (1928–2019) — Sie war eine ehrbare Dame, wusste aber genau, was beim Publikum ankommt – viel Glamour und Sex. Die amerikanische Schriftstellerin Judith Krantz war die Königin der flüssigen Schreibe, die es meisterhaft verstand, ihr vornehmlich weibliches Publikum zu fesseln mit Romanen wie «Scruples» über eine reiche Witwe, die ein Einkaufsparadies aufbaut – und einsam ist. Krantz' Geschichten handeln allesamt von Frauenschicksalen, in denen sich Absturz und Erfolg nahe sind. Vor allem aber schrieb sie Geschichten mit Figuren zum Träumen

wie Marguerite Alexandrovna Valensky in Krantz' bestem Roman «Princess Daisy».

Eine russische Prinzessin im amerikanischen Showbusiness bezirrte die Männer, die Frauen beneideten sie. Doch dann holte sie ein Geheimnis aus vergangenen Zeiten ein – und sie musste sich in der unerbittlichen Welt behaupten. Die Geschichte trägt autobiografische Züge, sexueller Übergriff inklusive, den die Autorin selbst erlebte.

Judith Krantz wuchs in New York auf und besuchte das renommierte Wellesley College in Massachusetts. Nach dem Krieg zog sie ein Jahr nach Paris, wo sie in der Modbranche arbeitete. Zurück in den USA schrieb sie für Frauenmagazine und heiratete den Filmproduzenten Steve Krantz, mit dem sie zwei Kinder hatte. Erst mit 50 Jahren erschien ihr erster Roman «Scruples», ein Jahr später «Princess Daisy» – beide schafften es an die Spitze der *New York Times*-Bestseller-Liste. In der Folge hielt sich Krantz an die eiserne Disziplin, jeden Tag eine Episode zu schreiben.

Im deutschsprachigen Raum haben es Schriftstellerinnen schwer, die auf Strandlektüre setzen. Ganz anders in den USA, hier erfuhr Judith Krantz gesellschaftliche Anerkennung mit Themen wie dem «Mythos vom multiplen Orgasmus». Dazu mag ihre Selbstironie beigetragen haben, mit der sie immer wieder an die Öffentlichkeit trat, etwa in der Autobiografie «Sex and Shopping: The Confessions of a Nice Jewish Girl». Judith Krantz ist letzte Woche in ihrem Heim in Kalifornien gestorben.

Rolf Hürzeler

kollegen vertraut. Eine elektronische Anzeige gibt es aber nach wie vor nicht. Als sich der SVP-Mann kürzlich beim Chef der Parlamentsdienste **Philippe Schwab** nach dem Stand der Dinge erkundigte, beschied ihm dieser, es sei ein entsprechendes Projekt in die Wege geleitet worden. «Die Mühlen der Verwaltung mahlen in einer eigenen Geschwindigkeit», stellt Zanetti fest. (fsc)

Alain Schwald, Jungfreisinniger, trägt den grünen Linksrutsch an der FDP-Delegiertenversammlung von letztem Samstag nicht mit. Unter der Regie von Parteichefin **Petra Gössi** lehnte die Partei mit 68 zu 181 Stimmen beispielsweise einen von Schwald gemeinsam mit 117 Mitunterzeichnern eingereichten Antrag ab, der die Aufhebung des Verbots neuer Kernkraftwerke forderte. Die Beschlüsse der Delegierten gingen dem HSG-Absolventen Schwald, einer Nachwuchshoffnung der kantonalzürcherischen FDP, derart gegen den

Strich, dass er seinen Rücktritt als Präsident der FDP-Sektion Affoltern ankündigte. «Den heutigen Kurs der FDP kann und will ich nicht vertreten», schrieb er zur Begründung. Bei den Jungfreisinnigen will er politisch weiter aktiv bleiben. Als Vizepräsident der schweizerischen FDP demissionierte ungefähr gleichzeitig der Berner Nationalrat **Christian Wasserfallen**. Er meinte aber, der Rücktritt habe «nicht direkt» mit der Schubumkehr bei der Delegiertenversammlung zu tun. (fsc)

Rick Perry, Mister Unsichtbar, ist der Überlebenskünstler in **Donald Trumps** Kabinett. Derweil der Präsident ständig Mitarbeiter feuert, hält sich der Ex-Gouverneur von Texas seit mehr als zwei Jahren als Energieminister. Sein Geheimnis: Die meisten haben vergessen, dass es ihn überhaupt gibt. «Er ist wie der Junge, der sich ganz hinten in der Klasse versteckt», meinte ein US-Abgeordneter. (ky)

Brexit mit Boris

Von Andrew Gimson — Boris Johnson könnte einem Schelmenroman entsprungen sein. Früh hat er begriffen, wie er sein Publikum unterhalten kann. Das Leben versteht er als Spiel. Nun wartet die Rolle seines Lebens: Er soll Premier werden und das Land aus der EU führen.

Boris Johnson hat eine fast schon unglaubliche Gabe, sich in den Mittelpunkt des Geschehens zu drängen. Oft tut er das, indem er sich über die Regeln hinwegsetzt, an die konventionelle Politiker sich halten. Man kann sich schwerlich einen anderen konservativen Politiker vorstellen, der – kurz bevor er Premierminister werden könnte – das Risiko eingeht, mit seiner Freundin in einer Wohnung in Südlondon zusammenzuziehen, deren Wände so dünn sind, dass die Nachbarn, die nichts von Johnson halten, spätnachts einen Streit des Paares aufnehmen konnten.

Die Aufnahme übergaben sie letzten Freitag dem *Guardian*, einer linken Anti-Johnson-Zeitung. Die Nachbarn hatten auch die Polizei geholt, die kam, um zu überprüfen, ob etwas Gravierendes im Gang sei, und wieder ging, nachdem sie festgestellt hatte, dass dem nicht so war.

Das Ereignis war Johnsons Anhängern peinlich. Sie mussten sich fragen, wie ernst es ihm damit sei, Premierminister werden zu wollen. Doch manche Leute fragten auch, wer von uns es gern hätte, wenn seine Ehekräche in aller Welt publik gemacht würden. Sie konnten nachvollziehen, dass man die Polizei rief, weil man sich um das Wohlergehen der Nachbarin von nebenan sorgte, aber nicht, was es dieser helfen sollte, wenn man die Geschichte den Medien steckte.

Viele Episoden aus Johnsons Leben lesen sich, als stammten sie aus einem Schelmenroman. Grössere Aufmerksamkeit erregte er erstmals vor dreissig Jahren, als er Brüssel-Korrespondent der Zeitung *Daily Telegraph* wurde. Er sah, dass Jacques Delors die Macht der EU-Kommission auf Kosten der Nationalstaaten vergrössern wollte, und mokierte sich darüber, indem er berichtete, Brüssel bedrohe den *British Way of Life*, insbesondere so heilige und hehre Produkte wie die britische Wurst. Das zwang seine Konkurrenten im Gewerbe dazu, ihrerseits Geschichten aufzutischen, die zum Teil völlig übertrieben waren, und manche von ihnen sind bis heute überzeugt, Johnson sei ein Schwindler und ein Halunke.

Verletzbares Kind

Geboren wurde er 1964 in New York als Sohn britischer Eltern, aber er kannte Brüssel besser, als seine «Ein Engländer im Ausland»-Nummer ahnen liess: Er hatte dort gelebt, als sein Vater Stanley Johnson eine Stelle bei der EU-Kommission erhalten hatte. Stanley tendierte



Trumpsche Dynamik: Publizist und Politiker Johnson.

dazu, alles im Leben als grossen Witz abzutun, und auch Boris kann glänzend komische Reden halten.

Doch nicht alles in seinen ersten Lebensjahren war lustig. Als er zehn war, erlitt seine Mutter Charlotte einen Nervenzusammenbruch und verbrachte neun Monate in einem Krankenhaus in London. Das war eine entsetzliche Zeit für Boris und seine drei jüngeren Geschwister. Als sich Stanley und Charlotte in der Folge scheiden liessen, hatten sie an nicht weniger als 32 Adressen gewohnt. Johnson kommt auch deswegen beim Publikum an, weil es unter seinem frechen und witzigen Äusseren ein verletzbares Kind spürt, das zutiefst unsicher ist.

Als er elf war, wurde er in ein englisches Internat geschickt, wo er in weniger als zwei Jahren so gut Latein und Griechisch lernte, dass er ein Stipendium für das Eton College gewann. Sollte Johnson aus dem Kampf um die Rolle als Parteivorsitzender der Konservativen siegreich hervorgehen, wäre er von den 55 Premierministern, die es seit 1721 gegeben hat, der zwanzigste, der in Eton auf die Schule gegangen ist. Er glänzte als Schüler und machte während dieser Zeit eine Entdeckung: Vergass er während eines Auftritts seinen Text – oder tat zumindest so – und fing sich danach wieder, dann kam das bei seinen Zuhörern viel besser an als makellose Textbeherrschung.

Er gewann ein Stipendium für ein Altphilologiestudium am Balliol College der Universität Oxford, leistete akademisch aber so wenig, dass er keinen erstklassigen Abschluss fertigbrachte. Dafür war er einer der bekanntesten Studenten der Universität geworden, und im zweiten Anlauf gelang es ihm, als Präsident des Debattierclubs Oxford Union gewählt zu werden. Zu diesem Zweck hatte er sich als Sozialdemokrat statt als Konservativer ausgegeben.

Zitat erfunden, Stelle verloren

1987, kurz bevor er von der Universität ging, lernte ich Johnson kennen. Ich war damals stellvertretender Chefredaktor des *Spectator*, und Johnsons Verlobte Allegra Mostyn-Owen fragte mich, ob ich ihm beim Einstieg in den Journalismus helfen könnte. Seine Begabung war so gross, dass er kaum Hilfe nötig hatte. Er bekam ein Volontariat bei der *Times*, wurde aber gefeuert, weil er ein Zitat erfunden hatte, eine schlechte Angewohnheit aus seiner Zeit als schreibender Student. Er erhielt eine zweite Chance beim *Daily Telegraph* und machte sich in Brüssel einen Namen.

Nach seiner Rückkehr nach London erreichte er durch Auftritte in der satirischen Fernsehsendung «Have I Got News for You» ein noch grösseres Publikum. Ausserdem wurde er Redaktor beim *Spectator* und im Jahr 2001 konservatives Parlamentsmitglied. Er hatte Conrad Black, dem Besitzer des *Spectator*, einst



Glänzend komische Reden: Johnson (l.) mit Eltern und Geschwistern, 1970er Jahre.

versprochen, er würde nicht beide Rollen gleichzeitig spielen, weshalb es jetzt zu einem Interessenskonflikt kam, denn seiner konservativen Ausrichtung zum Trotz kritisierte das Blatt oft die Konservative Partei.

Einige Jahre lang gelang es Johnson, mit grosser Energie und manischer Tollkühnheit die beiden Pferde Journalismus und Politik

Bei der Wahl zum Präsidenten des Debattierclubs gab er sich als Sozialdemokrat aus.

gleichzeitig zu reiten, dann aber erlitt er gleich mehrere heftige Abstürze: Der konservative Parteivorsitzende Michael Howard war ausser sich, weil Johnson einen ebenso kritischen wie unpräzisen Artikel über Liverpool geschrieben hatte, und befahl ihm, sich bei der Stadt zu entschuldigen. Howard war Anhänger des Liverpool Football Club und befürchtete, sonst beim nächsten Spiel, das er besuchen würde, ausgepiffen zu werden. Johnson setzte noch einen drauf, indem er behauptete, die Medienberichte, laut denen seine Mätresse Petronella Wyatt eine Abtreibung gehabt habe, seien erfunden – dabei stimmten sie. Das war zu viel für Howard, und er feuerte Johnson als Sprecher für kulturelle Angelegenheiten.

Lebensbejahender als die Konkurrenten

Als Howard im folgenden Jahr bei den Parlamentswahlen verlor und als Parteivorsitzender der Konservativen zurücktrat, war Johnsons Ruf der erwähnten Geschichten wegen so schlecht, dass der Journalist sich nicht um Howards Nachfolge bewerben konnte. David Cameron trat an seine Stelle und hielt den begabten, aber unzuverlässigen Johnson auf Distanz. Der machte sich auf und schaffte es, 2008 als Bürgermeister von London gewählt

zu werden, eine bemerkenswerte Leistung in einer Stadt, in der sonst Labour dominierte.

Nach zwei Amtszeiten als Bürgermeister kehrte er in die nationale Politik zurück, setzte sich an die Spitze der Kampagne für einen Austritt aus der EU und trug im Sommer 2016 den Sieg davon. Es wäre nur folgerichtig gewesen, wenn er Premierminister geworden wäre und den Brexit durchgezogen hätte, aber sein engster Verbündeter bei der Austrittskampagne, Michael Gove, erklärte unversehens, Johnson sei des höchsten Amtes nicht würdig, und dieser musste sich zurückziehen. Als Trostpreis wurde ihm das Aussenministerium zugesprochen, wo er als Mann, der den lästigen Formalitäten des Diplomatenlebens abhold ist, nichts Bedeutendes vollbrachte; letztes Jahr trat er aus Protest darüber, was für eine Art von Brexit Premierministerin Theresa May zu erreichen versuche, von seinem Amt zurück.

Seit Mays Position unhaltbar geworden ist, gilt Johnson als Favorit für ihre Nachfolge. Konservative Aktivisten, die im Lauf der nächsten Wochen zwischen dem anderen Kandidaten Jeremy Hunt und Johnson entscheiden werden, trauen Johnson zu, dass er den Brexit durchziehe, lieben ihn dafür, dass sie wieder dazu stehen können, Konservative zu sein, und glauben, dass er bei der nächsten Wahl gewinnen werde. Er hat für sie etwas Geniales und wirkt zugänglicher und lebensbejahender als seine steifen Konkurrenten.

Johnson ist gebildeter als Trump, doch macht sich in der britischen Politik eine trumpsche Dynamik bemerkbar: Je wütender das Establishment Johnson anprangert, desto heftiger lieben ihn seine Anhänger.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer
Andrew Gimson: Boris. The Adventures of Boris Johnson. Simon & Schuster. £ 9.99

Endrunde

Von Hansrudolf Kamer — Spätestens Ende Oktober wird der Brexit vollzogen. Die Tories haben keine andere Wahl, und die EU weiss auch nicht weiter. Erst danach werden die Fronten geklärt.



Der Anfang vom Ende kommt in Sicht. Drei lange Jahre ist die britische Politik von den Versuchen dominiert worden, nach der Volksabstimmung Volkes Wille umzusetzen und die Europäische Union zu verlassen. Die EU hat in der gleichen Zeit nichts Vernünftiges zustande gebracht.

Nun wird überall das Personal ausgewechselt und die Endrunde eingeläutet. Die Tories werden im Sommer einen neuen Führer bestimmen, der zwei klare Aufträge von der Parteibasis erhält – den Brexit durchzuführen, die Partei zu erneuern und für Neuwahlen fit zu machen.

Neuwahlen zum Unterhaus werden dem Brexit folgen – und Boris Johnson ist wohl der Einzige, dem ein Wahlsieg der Tories nach dem Schlamassel, das Theresa May angerichtet hat, noch zugetraut wird. Seine Gegner wehren sich noch mit allen Mitteln und würden wohl gar einen Misstrauensantrag Labours im Unterhaus unterstützen. Doch das wäre ihr eigenes Todesurteil. Nur alten Schlachtrössern wie Ken Clarke, deren Zeit abläuft, ist das gleichgültig.

Mays profunde Weisheit

Langsam sickert die Erkenntnis selbst bei den EU-Hardlinern durch, dass die Partei Disraelis, Churchills und Thatchers nur als Brexit-Partei überleben kann. Nur so kann sie die massenhaft zu Nigel Farages Truppe übergelaufenen Wähler zurückgewinnen. Brexit-Sabotage ist zur Politik der verbrannten Erde verkommen.

Die Ausgangslage ist gar nicht so komplex: Im Unterhaus gibt oder gab es keine Mehrheit für das Abkommen, das die Regierung May ausgehandelt hatte. Übrigens: Hätte Cameron damals etwas Vergleichbares von seinen Verhandlungen zurückgebracht, so hätte er wohl die Volksabstimmung gewonnen. Was die politische Weitsicht der EU-Granden belegt.

In ihrer profunden Weisheit hat Theresa May das Haus auch über einen einfachen Ausstieg aus der EU ohne Abkommen abstimmen lassen, um den Druck zu erhöhen und ihr eigenes Papier als «alternativlos» hinzustellen. Hier gab es eine Mehrheit gegen den «no deal». Gesamteindruck: Das Unterhaus weiss nicht, was es will. Bei den Tory-Parteimitgliedern ist die Meinung allerdings gemacht –

volle Kraft voraus. Und diese wählen den neuen Parteichef.

Politik ist Kunst, keine Wissenschaft. Manchmal braucht es einen Jongleur, einen Entfesselungskünstler, einen gewieften Verführer, einen Wanderprediger, einen, der über den Tellerrand hinausblicken und -denken kann. Nur ein solcher kann die Karre aus dem Dreck ziehen. Er darf sich von der Bürokratie nicht in Ketten legen lassen. Und auf wen von den zur Verfügung stehenden Persönlichkeiten passt diese Job-Beschreibung wohl am besten? Richtig, sein Vorname beginnt mit B.

Die EU hofft stattdessen auf einen dossiergläubigen Bürokraten wie Jeremy Hunt, den man erneut manipulieren, in die Defensive zwingen kann, um dann den Brexit endgültig abzublasen. Weil dem so ist und Pragmatismus für die EU ein Fremdwort bleibt, steuert Britannien faute de mieux auf den sogenannten harten Brexit zu.

Der Weg dorthin ist durch die britische Verfassung mehr oder weniger vorgezeichnet. Eine Regierung Johnson wird versuchen, mit der EU wieder zu verhandeln. Zusammenarbeit bei der Regelung der Grenzkontrollen in Irland hat der Favorit schon angekündigt. Wäre die EU klug und hätte sie strategischen Blick, ginge sie darauf ein und böte etwas Handfestes an.

Doch hat sie schon im Voraus abgelehnt. Und auch in neuer personeller Zusammensetzung wird sich die Kommission in Brüssel wohl kaum bewegen. So wird Boris Johnson im Oktober mit leeren Händen dastehen – der Brexit wird Ende des Monats ohne Abkommen vollzogen. Das Unterhaus könnte zwar ein Verhinderungsgesetz beschliessen, doch die Regierung kann mit Nichtstun den Brexit am 31. Oktober durchwinken. So jedenfalls sieht es jetzt aus.

Hart ist dieser Brexit nicht. Gegen den Austritt ohne Abkommen läuft eine furchterregende Einschüchterungskampagne, die jener ähnelt, die vor der Volksabstimmung als «project fear» mit vereinten Kräften von der Regierung Cameron, der Bank von England, dem Internationalen Währungsfonds, dem Civil Service, der BBC, den Universitäten, dem Verband der britischen Industrie und Barack Obama mit geballter Kraft appliziert worden war.

Man hat noch die Warnungen im Ohr, die vor der Abstimmung gemacht wurden: Massenarbeitslosigkeit, Wachstumseinbruch um 10 Prozent, keine Medikamente mehr in britischen Apotheken, keine frischen Lebensmittel, Blockade der Lastwagen am Ärmelkanal, Desaster, wohin man schaut. Auch Ende Oktober wird die Apokalypse ausbleiben.

Die Briten werden mit den Amerikanern und Kanadiern, den Australiern und Neuseeländern glücklicher werden als mit Brüssel. Die EU könnte sich sogar dazu aufraffen, ohne lästige britische Besserwisserie interne Reformen in Angriff zu nehmen, auch wenn das wohl Wunschdenken ist. Vor allem aber: Britannien bleibt in der Nato und wird auch als Nicht-EU-Mitglied an der Verteidigung Europas mitwirken. Wofür man dankbar sein muss.



Die Apokalypse wird ausbleiben: Entfesselungskünstler Johnson (l.) mit May und Trump.

Meister der Spitzkehr

Von Raheem Kassam — Nigel Farage von der Brexit-Partei warnt vor Boris Johnson als Führer der britischen Konservativen. Er traut dessen Versprechungen nicht.



Bereit zum Sprung ins Rampenlicht: Brexit-Kampagnenleiter Farage.

Nigel Farage ist wieder zum einflussreichsten britischen Politiker avanciert. Der Chef der Brexit-Partei argumentiert, dass dem Favoriten Boris Johnson das konservative Parteipräsidium nicht anzuvertrauen sei – und damit auch nicht das Amt des Premierministers.

Johnson genießt allerdings die Gunst von US-Präsident Donald Trump, aber dieser fühlt sich noch mehr Farage verbunden. Zudem hegte Johnson nie eine grossartige Zuneigung zu Trump. So sagte er während dessen Präsidentschaftskampagne: «Der einzige Grund, einzelne Strassen in New York zu meiden, ist das Risiko, Trump zu begegnen.»

«Trumps unbelegte Behauptungen»

Das sagte Johnson zu seiner Zeit als Londoner Bürgermeister im Jahr 2015. Das war seine Antwort auf die Behauptung von Trump, dass «einzelne Stadtteile Londons so gefährlich sind, dass die Polizisten um ihr Leben fürchten müssen». Johnson doppelte nach und behauptete: «Trumps unbelegte Behauptungen sind Mumpitz.» London sei vielmehr eine Metropole, in der mehr als 300 Sprachen gesprochen würden. Die Stadt habe eine lange Tradition der multikulturellen Toleranz. Deshalb sei es lächerlich, von «Quartieren zu reden, die für die Polizisten zu gefährlich seien».

Er würde sich freuen, «Herrn Trump aus erster Hand etwas von der ausgezeichneten Arbeit zu zeigen, die unsere Polizeibeamten jeden Tag in den Quartieren leisten». Denn die Kriminalität sei «sowohl in London als auch in New York stetig zurückgegangen».

Bald darauf machte Johnson – auch bekannt als BoJo – eine politische Kehrtwende nach rechts, schloss sich der Brexit-Kampagne an und trat einer Parallelorganisation der damaligen UK Independence Party (Ukip) von Nigel Farage bei.

«Doch als es darum ging, Flagge zu zeigen, stimmte Boris ein paar Monate später für den Vasallenhandel von Frau May», wie sich Nigel Farage heute erinnert.

Johnson war immer unzuverlässig. Man weiss, dass er vor der Brexit-Abstimmung zwei Artikel für die nationalen Zeitungen geschrieben hatte: In dem einen forderte er das Land auf, für den Brexit zu stimmen. In dem andern rief er zum Verbleib in der Europäischen Union auf.

Seine heutige Freundin – Carrie Symonds – ist eine linksliberale Eiferin, die von sozialer Gerechtigkeit träumt und bei seltsamen, satanisch-okkulten Auftritten an ihrem College mitwirkte.

Farage forderte im *Sunday Express* die Konservativen auf, sich die Wahl von Johnson zwei

Mal zu überlegen: «Im vergangenen November prangerte Boris Mays schändlichen Deal als unsäglich an und warnte davor, das Vereinigte Königreich auf einen <Vasallenstaat> zu reduzieren. Das wollten damals viele von uns hören.»

Doch dann stimmte er für den Vasallenhandel von Theresa May, wie Farage festhält: «Vergesst die Truthähne, die für Weihnachten stimmen, das war eher Spartacus, der sich für die Sklaverei einsetzt.»

Jetzt verspricht Boris, dass das Vereinigte Königreich die EU definitiv am 31. Oktober verlassen werde: «Brexit-Deal oder kein Deal.» Aber warum sollte man jetzt glauben, dass er sein Wort hält? Warum sollte ein Parlament voller doppelzüngiger Heuchler und politischer Falschspieler plötzlich zu einem Musterbeispiel für Ehrlichkeit werden, wenn die Uhren am 31. Oktober um Mitternacht schlagen?

Aber was ist Britanniens Alternative?

Volkswillen missachtet

Nun, da die Konservative Partei ihre Auswahl auf zwei Kandidaten reduziert hat, steht die Basis der Tories vor der Wahl zwischen einem Kandidaten, der wenigstens in der Theorie für den Brexit steht, und einem «Remainer» in der Person von Jeremy Hunt.

Hunt wäre vielleicht die stabilere Führungspersönlichkeit der beiden. Doch ist er nichts anderes als ein weiterer Politiker, der den Willen des Volkes missachtet, das im Juni 2016 für den Austritt Grossbritanniens aus der EU stimmte.

Dies ist der Grund, weshalb Johnson immer noch die beste Chance hat, in weniger als einem Monat die Schlüssel zu 10 Downing Street zu erben.

Was danach wahrscheinlich passiert, ist eine weitere gescheiterte Runde von Verhandlungen mit der Europäischen Union und eine mögliche Weigerung von Johnson, das Land ohne Deal mit der EU aus der Union hinauszuführen.

Dies bedeutet, dass er eine weitere Parlamentswahl bestreiten muss, in der Hoffnung, eine solide Mehrheit im House of Commons zu erringen. Bis dahin hat die Basis der Konservativen Partei wohl aber die Geduld mit ihm verloren.

Und wer wartet dann am Bühnenrand, bereit zum Sprung ins Rampenlicht? Nigel Farage.

Raheem Kassam, 32, war Chefberater von Nigel Farage, dem ehemaligen Vorsitzenden der United Kingdom Independence Party (Ukip). Kassam ist Chefredaktor der konservativen US-amerikanischen Zeitung *Human Events*.

Aus dem Englischen von Rolf Hürzeler

Standes- und Eigeninteressenvertreter

Von Christoph Mörgeli

SP-Ständerat Daniel Jositsch will «ergebnis-offen» diskutieren: «von der Abschaffung der Bundesanwaltschaft bis hin zu einer sinnvollen Verkleinerung». Einzelne Bundesanwälte glaubten, «dass sie eine Art Schweizer FBI führen». Nur: Als Bundesanwalt Roschacher in FBI-Manier den Drogenbaron Ramos in Amerika einkaufte und auf unbescholtene Bürger losliess oder als er die Bundesanwaltschaft personell enorm aufblies, äusserte Jositsch noch «Verständnis für die Probleme der Strafverfolger».

Bundesrat Christoph Blocher, der den viel zu grossen Apparat der Bundesanwaltschaft zurückfahren und die unmögliche Aufsicht reformieren wollte, hörte von Jositsch: «Ich habe stets klar gesagt, dass ich Blocher nicht wähle.» Heute meint der SP-Mann, es gehe beim Bundesanwalt «nicht nur um die Person, sondern ums System». Wer aber im Parlament gegen den Willen der SVP genau für dieses verfehlt System gestimmt hat, war Daniel Jositsch.

Kein Wort vernahm man von Jositsch, als die Bundesanwaltschaft 2007 Bundesrat Blocher aus dem Amt putschen wollte. Wofür sich die Eidgenossenschaft entschuldigen musste. Wer damals die Staatsanwaltschaft kritisierte, bekam von Jositsch zu hören, er versuche «die Institutionen und insbesondere die Justiz in den Dreck zu ziehen, und das ist etwas ganz Gefährliches für den Rechtsstaat». Jositsch sagte: «Wenn Sie so mit einer Strafverfolgungsbehörde umgehen, dann haben Sie keine gut funktionierende Staatsanwaltschaft mehr.» Doch wie springt er mit der gegenwärtigen Bundesanwaltschaft um? Er gibt Bundesanwalt Michael Lauber zum Abschuss frei. Ohne die geringste Aktenkenntnis. Ohne die Untersuchungen von Aufsichtskommission und GPK abzuwarten. Ein Strafrechtsprofessor im populistischen Blindflug.

Gleich abschaffen will Jositsch das Bundesstrafgericht, «das auch von Intrigen und Unstimmigkeiten geprägt ist». Warum zieht er diese Institution – um bei seinen Worten zu bleiben – dermassen in den Dreck? Weil er die Konkursmasse der usbekischen Firma Zermox vertritt. Die Staatsanwaltschaft hat diese vom Verfahren ausgeschlossen, was das Bundesstrafgericht bestätigte. Ständerat Jositsch will jene Institutionen abschaffen, die seinen beruflich-finanziellen Interessen im Wege stehen. Gestritten wird um 800 Millionen. Effizienter geht Eigeninteressenvertretung nicht.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Umweltfreundliche Höllenmaschine

Von Peter Bodenmann — ETH-Forscher produzieren aus Sonne und Licht klimaneutrale Treibstoffe wie Kerosin. Chapeau.



Start-Ups wollen bereits 2025 10 Millionen Tonnen Klima-neutrale Treibstoffe produzieren.

Ab 2025 dürfen in Norwegen keine Autos mehr verkauft werden, die Diesel oder Benzin verbrennen. Ab 2035 will und wird Finnland klimaneutral sein. Deutschland steigt 2022 aus dem Atomstrom aus. Und der Kohlestromanstieg wird schneller kommen als bisher vereinbart. Wegen der Wahlsiege der Grünen.

Kann die Schweiz bis 2030 klimaneutral werden? So wie das die Jugend fordert. So wie das die Stadt Zürich beschlossen hat. Alles kein Problem. Wir verfügen mit den Stauseen und den Pumpspeicherkraftwerken über hochleistungsfähige Batterien. Solarstrom ist inzwischen spottbillig. Und bifaziale alpine Freiflächenanlagen produzieren in den Alpen mehr Strom im Winter als im Sommer.

Der Vorteil der Schweiz: Moritz Leuenberger und Doris Leuthard haben nichts bewegt. Andere Länder – vorab Deutschland – haben die Durchbrüche bei der Wind- und Solarenergie finanziert. Volkswagen steigt auf Elektroautos um. Luft-Wasser-Wärmepumpen werden laufend leiser, billiger und effizienter. Die Chinesen werden bald den Markt überschwemmen.

Wir können ernten, ohne gesät zu haben. Eigentlich eine ideale Ausgangsposition für Simonetta Sommaruga.

Die Gefahr droht nicht von der SVP, sondern von jenen, die uns – nach dem Vorbild der Landwirtschaft – eine ineffiziente Solarenergie-Wirtschaft auf das Auge drücken wollen.

Das noch ungelöste Problem: der immer wichtiger werdende Flugverkehr. Er wird leider nicht abnehmen, sondern weiter zunehmen. Aber auch hier zeichnen sich Lösungen ab.

Kerosin 1: Bereits heute kann man Kerosin klimaneutral herstellen. Zum Preis von 1,50 Franken pro Liter. Wenn die Nachfrage höher wäre, würde der Preis sinken. Kerosin 2: Kerosin wird in der Schweiz für Inlandflüge besteuert. Deshalb ist der Schweizer Kerosinpreis für Inlandflüge bereits auf dem Niveau von klimaneutralem Kerosin. Kerosin 3: Die Forscher der staatlichen ETH haben einen Solarkollektor entwickelt, der in der Wüste oder in den Alpen aus Sonnenlicht, Luft und etwas Wasser klimaneutrales Kerosin erzeugt.

Die Nationalbank müsste in die Start-ups der ETH-Forscher investieren. Und vielleicht muss eine Volksinitiative durchsetzen, dass ab 2030 in der Schweiz nurmehr Flieger starten und landen dürfen, die klimaneutrales Kerosin getankt haben.

2030 werden die Flugzeuge noch 3 Liter Kerosin pro 100 Kilometer und Sitzplatz verbrennen. Ein Flug von Zürich nach London würde durch klimaneutrales Kerosin um maximal 20 Franken verteuert. Ein Pipifax.

Die gute Frage: Warum hat die SVP diese Teufelsangst vor dem ökologischen Umbau?

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

DDR im Bundeshaus

Von Kurt W. Zimmermann — Wir solidarisieren uns mit der SRG-Spitze. Sie darf sich von der Politik nicht ins Geschäft pfuschen lassen.

Solidaritätsadressen haben ja immer diesen pathetischen Tonfall. Daran wollen wir uns halten. Wir deklamieren darum mit Pathos: «Finger weg von der SRG!»

Die Solidaritätsadresse an die SRG fusst auf unserer Überzeugung, dass die Politik in den Medien nichts verloren hat. Das gilt für private Verlage, und es gilt genauso für öffentliche Sender.

Der Anlass der Solidarität ist die Nationalratsdebatte von letzter Woche. Es ging um ein Detail der SRG, nämlich um das Radiostudio Bern. Etwa die Hälfte der 300 Radiojournalisten soll aus Kostengründen nach Zürich umziehen, darunter Sendungen wie «Echo der Zeit» und «Rendez-vous». Das Kernteam, die Bundeshausredaktion, bleibt in Bern.

Das führte im Nationalrat zu einer bizarren Debatte. Man fühlte sich nicht an einer Sitzung des Parlaments, sondern in einer Sitzung der SRG-Geschäftsleitung. Reihenweise traten Politiker an und erklärten, wie die SRG operativ zu führen sei.

Den Vogel im Rat schoss der selbsternannte SRG-Manager Gerhard Pfister ab, ansonsten Präsident der CVP. Die partielle Verlegung der Radioredaktion nach Zürich, wusste er, sei «staatspolitisch falsch» und darum «auch unternehmerisch, auch ökonomisch falsch».

Lieber Gerhard Pfister, so was haben wir zuletzt aus der DDR gehört. Was nicht der staatlichen Politökonomie entspricht, das ist auch betriebswirtschaftlich falsch.

Der Nationalrat folgte der DDR-Doktrin und verlangte, dass die 150 Radiojournalisten aus föderalistischen Gründen in Bern zu bleiben haben.

Die Forderung ist Chabis. Die Frage, wie die SRG ein paar Büros verschiebt, geht das Parlament gar nichts an.

Natürlich darf die Politik der SRG bestimmte Rahmenbedingungen vorgeben. Sie darf ihren Programmauftrag definieren, ihr Budget festlegen und ihr auch gewisse föderale Auflagen machen.

Aber die Politik ist nicht geeignet, das operative Geschäft der SRG zu besorgen und zu sagen, wo sie sparen darf und wo nicht.

Die SRG betreibt auch in Zukunft sieben Hauptstudios in allen vier Landesteilen und dazu siebzehn Regionalstudios. Die Debatte um das Berner Radiostudio hat darum nichts mit Föderalismus, sondern bestenfalls mit einem Anti-Zürich-Reflex zu tun.

Zur Radiodebatte kam es, weil der Bundesrat die Gebühreneinnahmen der SRG bei



Geheil Nummer eins: SRG-Direktor Marchand.

1,2 Milliarden Franken plafonierte und ihr so einen Sparauftrag von 100 Millionen verordnete. Allerdings übersah dabei der Bundesrat, dass die TV-Werbung Jahr für Jahr um 20 Millionen einbricht. SRG-Generaldirektor Gilles Marchand muss also 120 Millionen sparen und auch künftig permanent 20 Millionen im Jahr.

Marchand hat zwei Möglichkeiten. Er kann bei der Infrastruktur sparen. Oder er kann beim Programm sparen.

In beiden Fällen ist klar, dass die Politik aufheult. Im ersten Fall heult die Politik aus föderalistischen Gründen auf, weil Redaktionen umgebaut werden. Im zweiten Fall heult die Politik aus sozialen Gründen auf, weil Redaktionen abgebaut werden.

Marchand wählte Geheil Nummer eins. Aber er weiss, dass das Radiostudio Bern nur der Anfang ist. Denn die permanente Sparübung, die auf ihn zukommt, kann er nur mit einer effizienteren Infrastruktur auffangen. Er muss unter den 24 SRG-Standorten weitere Synergien finden.

Die Politik hat darum eine einfache Wahl. Wenn sie den Umzug des Radiostudios blockiert, dann blockiert sie generell die Verschlingung der verzweigten SRG-Infrastruktur.

Dann ist klar, was kommt. Dann kommt es bei der SRG zu Personalabbau. Auch im Studio Bern.

Zweierlei Glück

Von Henryk M. Broder — Glückwunsch und eine Bitte.

Letzte Woche feierte Christian Wulff seinen 60. Geburtstag. Die «CDU-nahe» Konrad-Adenauer-Stiftung ehrte den ehemaligen Ministerpräsidenten von Niedersachsen und Ex-Bundespräsidenten mit einem Empfang, auf dem auch das Geburtstagskind das Wort ergriff. Der grosse Flüchtlingszuzug, erklärte Wulff, werde sich für Deutschland «zu einem ähnlichen Glücksfall entwickeln wie die deutsche Einheit». Schon in einigen Jahren werde Deutschland «auf den Flüchtlingszuzug als einen grossen Moment seiner Geschichte zurückblicken». Eine faktenbasierte Begründung für seine Vorhersage gab Wulff nicht. Also mache ich es. Abgesehen davon, dass der «grosse Moment» immer noch anhält und jedes Jahr 160 000 bis 180 000 «Ge-flüchtete» ins Land kommen, was etwa der Einwohnerzahl einer mittelgrossen Stadt wie Osnabrück oder Oldenburg entspricht, bringt der grosse Flüchtlingszuzug mit sich, dass Einheimische nicht mehr ins Ausland fahren müssen, um fremde Kulturen kennenzulernen, sie brauchen nur vor die Tür zu treten und zu warten, bis ein Hochzeitskorso vorbeikommt.

Es sind Autokarawanen, die blinkend und hupend durch die Innenstädte rollen, um hier und da anzuhalten, damit die Teilnehmer einer Hochzeit aussteigen und auf der Strasse tanzen können. Die Freude verführt manche Hochzeitsgäste dazu, aus mitgeführten Pistolen oder Revolvern in die Luft zu feuern. Wobei noch niemand verletzt oder gar getötet wurde.

Passiert so etwas mitten auf einer Autobahn, kann es gefährlich werden. Staubbildung verursacht Unfälle, und dann hört der Spass auf. Deswegen hat die Polizei von Nordrhein-Westfalen jetzt einen «Hochzeitsflyer» herausgegeben, der «Hinweise für Hochzeitsfeiern» enthält. «Die NRW-Polizei gratuliert Ihnen recht herzlich zur Hochzeit und wünscht Ihnen und Ihrer Familie einen besonderen Tag»; dem Glückwunsch folgt die Bitte, den Verkehr nicht zu behindern, keine Staus zu provozieren und keine Waffen mitzuführen, alles Selbstverständlichkeiten, wenn auch nicht unter den Bedingungen der Diversität und Multikulturalität. Integration ist, wie wir schon lange wissen, keine Einbahnstrasse. Jetzt kommt die Gesellschaft den Zugewanderten entgegen. So war es auch nach der Wiedervereinigung, und so ist es heute wieder. Ein Glücksfall kommt selten allein.



Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man zum Gruss das unter Joggern übliche Du anwenden, wenn man auf einem seiner Waldläufe zufällig Nationalrat und Ständeratskandidat Roger Köppel begegnet? Oder ist hier aus Respekt vor Amt und Würde das förmliche Sie angebrachter?

Marcus H. Bühler, Zug

Bitte ungeniert beim Du bleiben!

Roger Köppel

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Die Eidgenossen ziehen sich demgegenüber langsam zurück in ihr Réduit.» *Armin Rohner*

Neue Schweiz

Nr. 25 – «Die spinnen, die Eidgenossen»; Philipp Gut und Alex Baur über die SVP

«Die spinnen, die Eidgenossen»? Langsam habe ich ein umgekehrtes Gefühl. Meine Meinung geht eher in die andere Richtung: «Die spinnen, die Schweizer». Die haben vermehrt nur noch eine grosse Schnauze, ohne Inhalt. Die Eidgenossen ziehen sich demgegenüber langsam zurück in ihr Réduit. Dort könnten sie versuchen, drei «neue alte Eidgenossen» zu finden, um damit auf dem Rütli wieder eine neue Schweiz auszurufen. Damit hätten wir vor dem «Gerammel mit der EU» unsere Ruhe und würden auf dieser Welt einfach «uns» bleiben. Wir verblieben dann unter dem Namen «Eidgenossen» und gründeten für die «Schweizer» einen neuen Staat. Das Know-how zu diesem Systemwechsel könnten wir sicher von den Engländern oder anderen Staaten erhalten. Hierzu gibt es genügend Erfahrung.

Armin Rohner, Pfungen

Auf den Punkt

Nr. 25 – «Ein Leben lang frustriert»; Kolumne von Tamara Wernli

Ich bin ja auch auf der «falschen» Seite, aber, liebe Frau Wernli, ich gratuliere Ihnen trotzdem zu Ihrem Artikel. Toll geschrieben und genau auf den Punkt gebracht. Bravo!

Marcel Tujetsch, Wattwil

Am gleichen Abgrund

Nr. 25 – «Wie die Römer»; Editorial von Roger Köppel

So wie es Herr Köppel im Buch von Edward Gibbon erfährt und wir es im damaligen Geschichtsunterricht noch (!) hörten, wird jede Gesellschaft ohne Selbstverantwortung und sittlichen Anstand früher oder später untergehen! Genau diese zwei Werte gelten heute bei den westlichen politischen Eliten und den Medien als Hindernisse für eine «offene, globalisierte» Weltbevölkerung! Bei den alten Römern waren es die Bleileitungen und die völlige sittliche Verblödung. Heute werden der unbegrenzte Fortschritt, die totale Völkervermischung, die geschlechterlose Gender-Zeit und die immer bequemeren sozialen Hängematten zum gleichen Ende führen!

Rolf Bolliger, Lyss

Ein interessanter Text. Nicht nur der Untergang der Römer müsste uns zu denken geben. Auch der Untergang der Ming-Dynastie, der

Theater-Star Robert Hunger-Bühler über seinen Abschied von Zürich

Nummer 26 – 10. Juni 2019 – 11. Jahrgang
P. 6 – (A&E, N&K) – Euro 6.00

DIE WELTWOCH



Die spinnen, die Eidgenossen

SVP-Wirren im hitzigen Wahlsommer.
Von Philipp Gut und Alex Baur

Die mutterlose Gesellschaft

Warum haben so viele Kinder Depressionen und Selbstmordgedanken?
Von Daniela Niederberger

Besser leben mit Sri Sri Ravi Shankar

Audienz beim legendären Guru. Von Urs Gehrig

Ruhe vor dem EU-Gerammel.

Perser, Ägypter, Inkas, Griechen, Mayas und so weiter sind mit Blick auf die Ursachen einige Überlegungen wert – wie auch die Abstürze verschiedener Grossunternehmen, die das Wachstum als allein seligmachend ansahen.

René Weiersmüller, Meilen

Sie werden viel zu tun haben

Nr. 25 – «Abwesende Mütter, kranke Kinder»; Daniela Niederberger über den Zeitgeist

Die *Weltwoche* liegt richtig – aber man darf das nicht sagen. Wir werden in zwanzig Jahren sehen, was aus den mutterlosen Kindern von heute für Erwachsene geworden sind; auch aus Ehen von Homosexuellen. Psychologen und Psychiater werden viel zu tun haben – wenn sie überhaupt helfen können.

Jürg Walter Meyer, Leimen (D)

Luxusprobleme

Nr. 24 – «Frauenstreik: Es nervt langsam»; Kolumne von Tamara Wernli

Sie erhellen meine Welt! Ich bin eine ältere Frau, habe bis zur Pensionierung gearbeitet und fühlte mich nie diskriminiert. Im Gegenteil. Wir leben hier in einem äusserst privilegierten Umfeld und haben als weibliche Wesen heutzutage alle erdenklichen Möglichkeiten. «Wenn wir denn wollen», wie Sie richtig schreiben. Ein bisschen Anstrengung und Durchhaltevermögen sowie einen klitzekleinen Verzicht hier und da braucht es allerdings

schon. Und zwar von allen Mitgliedern unserer Gesellschaft! Niemand kann alles haben.

Wenn ich hingegen an die zig Millionen von Frauen denke, die in andern Kulturen ausgebeutet, unterdrückt, bedroht, ausgegrenzt, bestraft und gedemütigt werden, kommen mir die Tränen! Keinerlei Rechte, nur Pflichten. Dazu eine miserable medizinische Versorgung, keine Sicherheit, keine Freiheit, nichts. Es gibt Tage, da schäme ich mich für die Luxusprobleme meiner Mitbürgerinnen.

Barbara Bircher, Laupen

Dankenswerte Koalitionspolitik

Nr. 24 – «Gegen Bäume rennen»; Gerald Grosz über die österreichische Politik

Besten Dank für diesen vorzüglichen zusammenfassenden und hilfreichen Beitrag. Man darf sich in unserem Interesse wirklich nur wünschen, dass die dankenswerte Koalitionspolitik unserer österreichischen Freunde weitergeführt wird. Arthur Schanz, Overijse (B)

Weltwoche allgemein

Als in Ungarn lebende Doppelbürgerin Ungarns und der Schweiz bin ich der *Weltwoche* überaus dankbar dafür, dass sie meinen Horizont mit wichtigen Informationen, Recherchen und Meinungen erweitert. Natürlich amüsiere ich mich auch köstlich über den gutsitzenden Humor. Als vor einigen Jahren auch meine Mutter aus ihrer zweiten Heimat Schweiz in ihr Geburtsland Ungarn zurückkehrte, liess sie ihr Abonnement der *Weltwoche* hierhin umleiten. So können wir das Weltgeschehen aus objektiven und gutrecherchierten Berichten weiterverfolgen und uns viel differenzierter eine eigene Meinung bilden, wie es sonst in dieser verrückten digitalisierten und globalisierten Zeit der Fake News nicht möglich wäre. Auch in Bezug auf die gegenwärtige Situation Ungarns. Der Humor darf natürlich auch nicht fehlen!

Réka Adorjányi, Budapest

Korrigenda

In den Artikeln «Die Liebe – ein Traum» (*Weltwoche* Nr. 25/19) und «Es lebe die Party» (Nr. 24/19) bezeichneten wir den Manager Jörg Wolle als VR-Präsidenten von DKSH. Seit März ist er aber nicht mehr in dieser Funktion tätig. Wir bitten um Entschuldigung.

Die Redaktion

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch



Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

Was die Totalüberwachung angeht, sind die schlimmsten Befürchtungen wahr geworden: Durch Mobiltelefon und Kreditkarten sind unsere Geldtransaktionen, unsere Kommunikation, ja jeder einzelne Schritt festgehalten. Wohin das führt, kann man in China beobachten. Bin ich paranoid oder mache ich mir zurecht Sorgen um unsere Freiheit? Hans R., Thalwil

Ich weiss nicht, wie weit eigentlich die Totalüberwachung von uns Menschen geht. Aber sicher ist, es ist sehr vieles möglich, und auch sehr vieles wird getan. Unsere Geldtransaktionen, unsere Gespräche, unsere Verbindungen, unser tägliches Verhalten dürften heute festgehalten werden. Ihre Sorgen um unsere Freiheit sind gerechtfertigt. Also wie kann man sich wehren oder sich beschützen?

Zunächst: Gehen Sie davon aus, alles was Sie vom Morgen bis zum Abend tun, ist nicht mehr privat sondern öffentlich. Das ist zweifellos unangenehm und beinhaltet auch eine gewisse innere Einschränkung. Auf der anderen Seite kann man sich fragen, was

schadet mir das eigentlich, wenn alle alles von mir wissen. Sicher ist, gerade umbringen täte uns das wohl nicht. Mit Belästigungen von aussen müssen wir aber rechnen. Vielleicht werden all die erhobenen Daten auch entstellt und in einen falschen Zusammenhang gebracht, um einen schlechten Ruf zu konstruieren. Auch das müssen wir ertragen. Ich kenne Menschen, welche im öffentlichen Leben stehen, welche all ihre Einträge auf Google, Wikipedia, usw. noch nie angeschaut haben, obwohl man ihnen sagte, es seien dort ungeheuerliche Dinge eingetragen, die man löschen sollte. Sie leben nach dem Motto «ist der Ruf erst ruiniert, lebt's sich gänzlich ungeniert» (Wilhelm Busch).

Zudem rate ich Ihnen, nicht bei jeder sozialen Plattform mitzuwirken. Fragen Sie sich: Braucht man Twitter, Facebook und so weiter.? Brauchen Sie so viele Apps?

Leben Sie damit, dass alles, was Sie sagen, auch im kleinsten Kreise, und alles was Sie schreiben, auch völlig Privates, schlussendlich in der Öffentlichkeit landet. Wenn Sie nicht gerade etwas Kriminelles tun, wovon ich ausgehe, wird das nicht schaden, aber es ist unangenehm. Gewöhnen Sie sich auch daran, dass all die Bekanntmachungen über Menschen möglicherweise nicht stimmen, auch wenn sie mit Fotografien oder Filmen bewiesen werden, denn alles kann entstellt oder verändert werden. Bleiben Sie sich selbst treu und schauen Sie, dass wenigstens Sie sich selbst richtig beurteilen. All diese Informationen beziehungsweise Falschinformationen können immerhin etwas nicht: Die Wirklichkeit verändern.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

DIE WELTWOCH

Die Weltwoche im «Taschenformat».

Sie brauchen auch unterwegs nicht auf die *Weltwoche* zu verzichten. Mit dem schnellen Download haben Sie jede Ausgabe seit 2013 im Nu zur Verfügung. Ideal als Ergänzung zur gedruckten Ausgabe.



Neu:
Mit Bildern
und
Illustrationen



Schnapsidee Vaterschaftsurlaub

Jungväter sollen künftig zwei Wochen in den bezahlten Baby-Urlaub, damit sie sich zu modernen Familienmitgliedern entwickeln. Das ist erst der Anfang der staatlich verordneten Umerziehung.

Von Katharina Fontana und Jan Feindt (Illustration)



Je länger er aus dem Haus ist, desto besser für die Frau.

«Vater werden ist nicht schwer, Vater sein dagegen sehr», wusste schon Wilhelm Busch. Das geflügelte Wort dürfte für Schweizer Männer bald eine intensivere Bedeutung erhalten. Der Ständerat hat in der Sommersession nämlich beschlossen, dass frischgebackene Väter künftig zwei Wochen bezahlten Urlaub erhalten sollen, damit sie die Zeit nach der Geburt mit Mutter und Kind verbringen, sich von Beginn weg um den Säugling kümmern und im Haushalt zum Rechten schauen können, während sich die Mutter von der Geburt erholt. Vom einst so beharrlichen Widerstand der bürgerlichen Politiker gegen einen bezahlten Vaterschaftsurlaub war kaum noch etwas zu spüren. Vielen Ständeräten schien es wenige Tage nach dem Frauenstreik offenbar nicht opportun, sich dem Zeitgeist entgegenzustellen; einer seufzte, es handle sich um einen Kampf gegen Windmühlen.

Seit Jahren schon steht der bezahlte Vaterschaftsurlaub auf der Wunschliste von Mitte-links verorteten Familienpolitikern, und jetzt, da bald alle anderen Ansprüche von staatlicher Krippenfinanzierung über Tagesschulen bis zu Steuerabzügen für die Drittbetreuung verwirklicht sind, ist das Anliegen ganz nach oben gerückt. Mittlerweile hat sich auch der Ton verschärft. Wurde die Papi-Zeit früher als nützliche Entlastung der Mutter und als Herantasten des Vaters an seine neue Rolle angepriesen, wird mittlerweile immer mehr so getan, als sei es eine Ungeheuerlichkeit und ein eigentlicher Anschlag auf die Familie, wenn ein Vater nicht zwei, vier oder mehr von der Allgemeinheit bezahlte Urlaubswochen bekomme. Die Schweiz verhalte sich bei der Familienpolitik steinzeitlich, heisst es jeweils. Wüsste man es nicht besser, müsste man meinen, unser Land rangiere auf der Skala der rückständigen Staaten irgendwo zwischen Saudi-Arabien und Somalia.

Väter an den Wickeltisch

Der Vaterschaftsurlaub ist für die Schweiz ein weiterer Lackmustest dafür, wie stark sich der Staat in das Privatleben seiner Bürger einmischen soll beziehungsweise darf. Ist Kinderhaben eine Privatsache, die zuallererst aus der eigenen Tasche zu finanzieren ist? Oder steht der Staat in der Pflicht, den Familien von Beginn weg zu helfen und ihnen Wünsche zu erfüllen, die sie sich notabene auch selber leisten können? Kein Jungvater muss heute auf eine Baby-Zeit verzichten, jedem stehen vier, fünf

oder mehr Wochen Ferien pro Jahr zu, die er ganz oder tageweise nach der Geburt des Kindes beziehen kann. Warum ist das den Vätern nicht zuzumuten? Reut es sie, ihre Ferientage für das Baby zu verwenden? Bleiben sie nur zu Hause, wenn sie bezahlt werden? Schätzungsweise 230 Millionen Franken würde die neue Sozialleistung jährlich kosten, die über Lohnprozente aus der Erwerbsersatzordnung finanziert werden soll. Dass man den Sozialstaat weiter ausbauen will, wenn man gleichzeitig nicht weiss, wie man den Totalabsturz der AHV verhindern soll, ist eine Logik, die hinten und vorne nicht aufgeht. Um eine solche Position zu vertreten, muss man offenbar Politiker im Wahljahr sein.

Es sind im Wesentlichen zwei Argumente, mit denen für die neue Sozialleistung geworben wird. Zum einen die Solidarität. Damit auch kleine Unternehmen auf dem Arbeitsmarkt mithalten könnten und für Mitarbeiter attraktiv seien, brauche es einen von der Allgemeinheit finanzierten Vaterschaftsurlaub, heisst es. Wirklich? Ein Schreinermeister wird seinen Angestellten nie dieselben Wohltaten offerieren können wie eine Grossfirma; Novartis beispielsweise hat angekündigt, den Mitarbeitern in der Schweiz ab Juli einen 18-wöchigen bezahlten Elternurlaub zu gewähren. Wie sollte der Staat solche unterschiedlichen Arbeitsbedingungen je ausgleichen? Und warum sollte er das überhaupt tun? Sind wir bereits so sozialistisch?

Zum andern, und das ist der interessantere Punkt, wird dem bezahlten Vaterschaftsurlaub eine erzieherische Komponente zugesprochen. Er gilt als Hebel, mit dem das traditionelle Rollenmodell aufgebrochen und die Gleichstellung von Mann und Frau in Familie und Beruf vorangetrieben wird. Der Staat soll den Vater zwei Wochen heim an Herd und Wickeltisch schicken, damit er sich dort zu einem modernen Familienmitglied und zu einer Stütze seiner Frau entwickle. Man kann auch sagen: Die Papi-Zeit ist eine Art Erziehungsurlaub für Männer. Mit einer liberalen Haltung, nach der der Staat kein Lebensmodell

vorzugeben hat und es ihn nichts angeht, wie sich ein Elternpaar privat organisiert, hat das selbstredend nichts zu tun.

Getrübtes Idealbild

Und das ist erst der Anfang der staatlich verordneten Umerziehung. Im Ständerat wurde freimütig eingeräumt, dass die zwei Wochen nur ein erster Schritt seien und sich die Schweiz auf den Weg hin zu einem Elternurlaub nach ausländischem Vorbild begeben müsse, wo die Männer teils während Monaten zu Hause blei-

Mit der steigenden Anzahl Väter, die Elternzeit beziehen, soll auch die Zahl der Trennungen zugenommen haben.

ben. Eine Gewerkschaftsinitiative, die voraussichtlich nächstes Jahr zur Abstimmung kommt, fordert vier Wochen bezahlten Vaterschaftsurlaub, eine weitere Volksinitiative für eine 38-wöchige bezahlte Elternzeit ist bereits angedacht. Auch für die Eidgenössische Kommission für Familienfragen sind 38 Wochen Elternzeit das Minimum, wobei acht Wochen davon für die Väter reserviert wären. Die Kosten werden auf 1 Milliarde Franken geschätzt.

Die Politik scheint also zunehmend entschlossen, die Väter vom Arbeitsplatz wegzubringen und vermehrt in den Haushalt und die Kinderbetreuung einzubinden. Dabei wird regelmässig auf Umfragen verwiesen, laut denen sich die Männer nichts sehnlicher wünschten, als mehr Zeit mit der Familie verbringen zu können. Schaut man sich an, was ausländische Studien so sagen, scheint der bezahlte Vaterschaftsurlaub tatsächlich eine rundum prima Sache zu sein. Die Vater-Kind-Beziehung werde stärker, die Kinder seien gesünder, entwickelten sich kognitiv und emotional positiver und kämen in der Schule besser voran, heisst es mehrheitlich. Die Väter selber fühlten sich ausgeglichener und glücklicher. Das ist natürlich eine schöne Sache, mag vielleicht aber auch daran liegen, dass – wie kolportiert wird – Männer im Elternurlaub

nicht ins Babyschwimmen gehen und auch nicht ins Vater-Kind-Turnen, sondern mit dem Kinderwagen schon zeitig die Gartenbeiz ansteuern oder die Tage nutzen, um den Keller wieder mal gründlich aufzuräumen.

Wer will, kann allerdings auch Hinweise finden, dass nicht alle Männer vom Baby-Urlaub nur begeistert sind und dass etliche von ihnen angesichts der ungewohnten Strapazen, denen sie zu Hause mit einem Baby ausgesetzt sind, sich die Sache mit dem zweiten Kind nochmals überlegen. Zu diesem Ergebnis kommt jedenfalls eine kürzlich publizierte Studie zu spanischen Männern, die im Vaterschaftsurlaub waren: Wie sich zeigte, hatten sie es mit der weiteren Fortpflanzung nicht mehr eilig und wurden erst mit Verzögerung ein nächstes Mal Vater, wenn überhaupt. Auch die Befunde des deutschen Soziologen Martin Schröder trüben das Idealbild des glücklichen Vaters, der seine Work-Life-Balance findet, indem er sich mit seiner Partnerin Beruf und Kinderbetreuung gleichberechtigt teilt. Väter seien am zufriedensten, wenn sie lange arbeiteten, so seine Schlussfolgerung, Teilzeitarbeit mache sie unglücklich, sagte er letztes Jahr gegenüber der deutschen *Zeit*. Die Väter, oder zumindest ein Gutteil von ihnen, scheinen es also vorzuziehen, die Säuglings-, Trotz- und Pubertätsphase ihrer Kinder nicht jeden Tag aus der Nähe mitverfolgen zu müssen.

Interessanterweise ist dies laut Soziologe Schröder auch den Frauen ganz recht. Die Lebenszufriedenheit der Mütter steige mit der Arbeitszeit des Mannes: Je länger er aus dem Haus sei, desto besser für die Frau. Umgekehrt bedeutet das wohl, dass ein allzu engagierter Papi rasch einmal als Störfaktor empfunden wird. Dazu passt, was Forscher jüngst für das gleichstellungspolitische Vorzeigeland Schweden herausgefunden haben wollen, wo der Vaterschaftsurlaub bereits seit langem existiert: Mit der steigenden Anzahl Väter, die Elternzeit beziehen und zu Hause bleiben, soll auch die Zahl der Trennungen zugenommen haben. ○

Nachfolger gesucht!

Business Transaction AG | Mühlebachstr. 86 | 8008 Zürich
Tel 044 542 82 82 | info@businesstransaction.ch
www.businesstransaction.ch

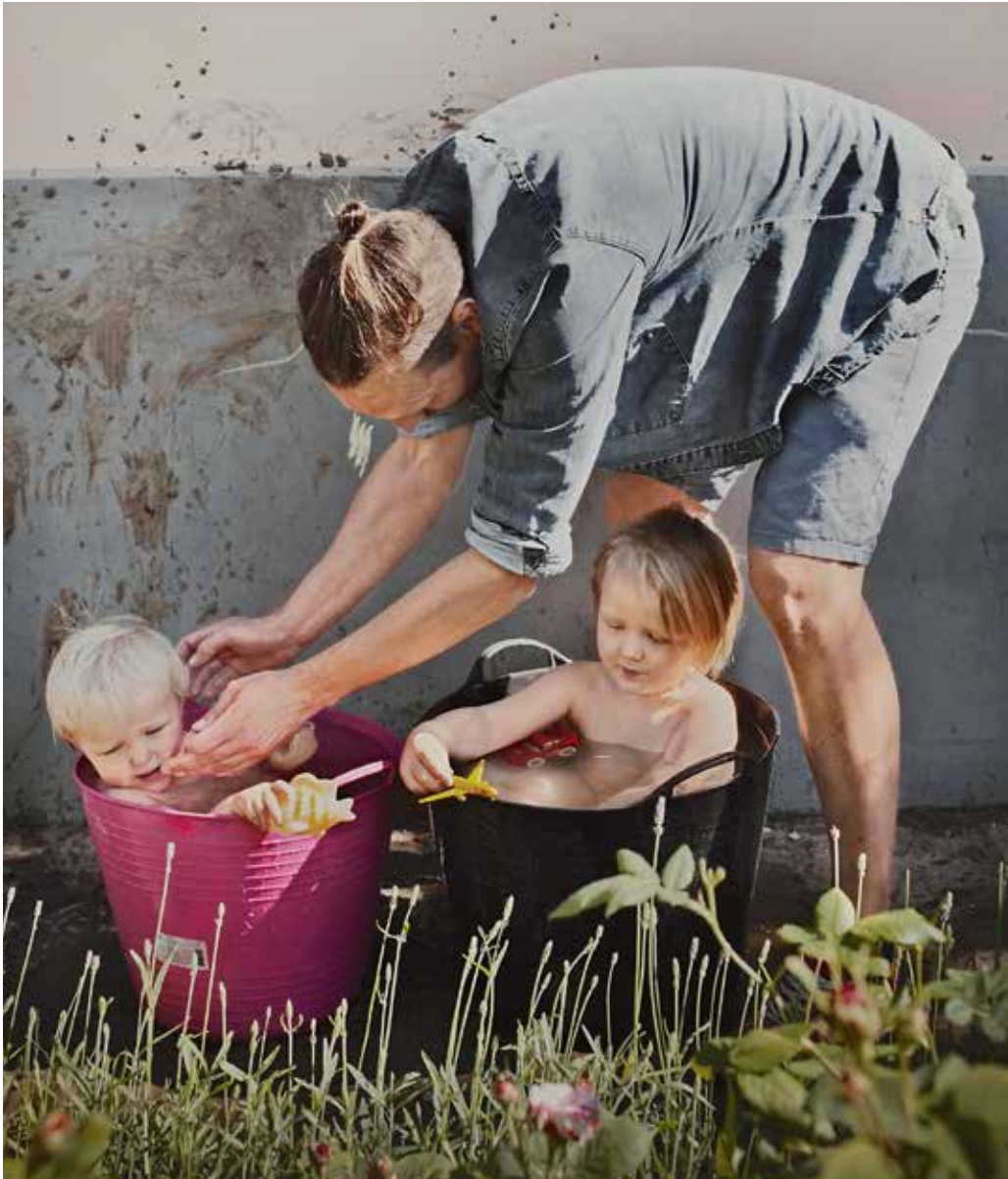


Unternehmen	Branche	Region	Mitarbeiter (FTE)	Umsatz
Skalierbares Softwareunternehmen (IoT)	IT/Software	Zürich	9	CHF 2'200'000
Schweizer Maschinenbauunternehmen in Nischenmarkt	Industrie/Produktion	Ostschweiz	8	CHF 2'500'000
Zertifizierte Kita mit zwei Standorten	Dienstleistung	Ostschweiz	10	CHF 770'000
Modernes Produktionsunternehmen in Osteuropa	Industrie/Produktion	Europa	69	CHF 8'750'000
20-jähriger Motorradbetrieb mit treuer Kundschaft	Handwerk	Nordwestschweiz	3	CHF 1'100'000
Etablierte Druckerei mit 35% EBITDA-Marge	Dienstleistung	Zürich	7	CHF 1'900'000
Aufstrebende Kindermodekette mit Exklusivverträgen	Detailhandel	Schweiz	9	CHF 1'300'000
Handelsunternehmen mit 30% EBITDA-Marge	Grosshandel	Nordwestschweiz	3	CHF 2'600'000
Marktführendes Elektroplanungsunternehmen	Baugewerbe	Schweiz	33	CHF 7'500'000

Verlängerte Sommerferien

Von der langen Elternzeit in Schweden profitieren vor allem gutverdienende Väter. Sofern sie die Freitage überhaupt beziehen.

Von Katerina Janouch



Werden Hausmänner geschlechtslose Wesen?

Wer in Stockholm einen Spielplatz besucht, wird meist junge Väter mit ihren Kindern sehen. Sie bauen Sandburgen für die Kleinen, spielen mit ihnen, füttern sie oder reden beruhigend auf ein plärrendes Baby ein. Als ich das letzte Mal eine ganz und gar unwissenschaftliche Untersuchung durchführte, kamen auf jede Mutter etwa fünf Väter. Denn Schweden hat von allen Ländern der Europäischen Union die grosszügigste Elternzeitregelung. Väter haben Anspruch auf bezahlte Elternzeit.

16 Monate Urlaub

Die Männer, die schicke Kinderwagen vor sich herschieben und im Café mit anderen Vätern

plaudern, während die Kleinen schlafen, werden gern «Latte-Papas» genannt. In Schweden sind diese Latte-Papas sehr verbreitet, ein Produkt der modernen Gesellschaft, in der überkommene Normen und Geschlechterrollen in Frage gestellt werden. In manchen schwedischen Vorschulen werden sogar die Wörter «Mama» und «Papa» nicht mehr verwendet. Es handelt sich einfach um Eltern; einerlei, wie ihre Chromosomen aussehen. Die schwedische Elternversicherung sieht 16 Monaten bezahltem Urlaub vor, 90 Tage für den Vater, 90 Tage für die Mutter, den Rest können sie sich nach eigenen Interessen aufteilen. 30 Prozent sind nicht glücklich mit dem Teilungsschlüssel.

Der schwedische Staat fordert die Männer seit Jahrzehnten dazu auf, sich mehr um die Kindererziehung zu kümmern. Eine zentrale Rolle spielt dabei die gesetzliche Regelung, dass mindestens zwei Monate der Elternzeit von Vätern übernommen werden sollen. Dennoch gibt es natürlich nach wie vor grosse Unterschiede zwischen den Geschlechtern – staatliche Initiativen hin oder her. Nur etwa 25 bis 30 Prozent der schwedischen Männer nehmen Elternzeit. Dennoch wird das Verhältnis von Frauen und Männern nach Angaben der schwedischen Sozialversicherung um die Mitte der 2030er aber ausgeglichen sein, wenn die Entwicklung weiterläuft wie bisher.

«Ich frage mich, ob Männer wirklich den ganzen Tag im Sandkasten sitzen sollen», sagt Harald, 29, der seit April dieses Jahres mit seinem Töchterchen in Elternzeit ist. «Am Anfang fand ich es befriedigend. Aber nach einer Weile hatte ich das Gefühl, meine Identität zu verlieren. Wenn ich die anderen Väter auf dem Spielplatz sehe, scheint mir, wir seien einer Gehirnwäsche unterzogen worden und glaubten nun, dass Männer die Rolle der Mutter übernehmen müssen.»

Selbstbild als Bonus-Eltern

Harald ist nicht repräsentativ für die Mehrheit der schwedischen Väter. In heterosexuellen Beziehungen sind es zu 70 bis 75 Prozent die Frauen, die in Elternzeit gehen. Auf sie entfallen fast 90 Prozent der Elterntage in den ersten beiden Lebensjahren des Kindes, während Väter oft erst in Elternzeit gehen, wenn die Kinder etwas älter sind. Interessanterweise gehen gutverdienende Väter länger in Elternzeit als Väter mit einem geringen Einkommen, wie eine Studie der Stockholmer Universität zeigt.

«Wer in einem hochqualifizierten Beruf arbeitet, nimmt eher seinen Anspruch auf Elternzeit wahr», sagt Demografin Helen Eriksson. Auch das Einkommen spielt eine Rolle. Väter mit dem niedrigsten Einkommen gehen durchschnittlich sieben Wochen in Elternzeit, während besserverdienende Männer durchschnittlich zwölf Wochen Urlaub nehmen.

Doch der Mensch ist in vielerlei Hinsicht ein konservatives Geschöpf mit einem tiefverwurzelten Verständnis von der Rolle, die Mütter und Väter spielen. Selbst die grosszügige staatliche Unterstützung hat noch nicht dazu geführt, dass Frauen und Männer zu gleichen Teilen in Elternzeit gehen. In Schweden wird viel zu diesem Thema geforscht. Einer Studie

der Universität Göteborg ist zu entnehmen, dass Männer aufgrund der Verhältnisse am Arbeitsplatz nicht in dem Masse in Elternzeit gehen wie Frauen.

Väter nehmen kürzeren Urlaub, weil sie für ihre Kollegen keine Last sein wollen, sagt der Psychologe Philip Hwang, der gemeinsam mit Linda Haas zu diesem Thema forscht, einer Soziologin an der University of Indiana. Diese Kultur gründet auf der Vorstellung, dass für den «idealen Angestellten» die Arbeit vor der Familie Vorrang hat. Entscheidend ist auch, ob die Elternzeit berufliche Aufstiegschancen beeinträchtigt.

Angesichts der Wertvorstellungen, die in einigen Branchen vorherrschen, haben Väter nur eingeschränkte Möglichkeiten, in Elternzeit zu gehen, was für alle Beteiligten bedauerlich ist. Erleichterung bieten Arbeitgeber, die erkennen, dass sie ebenfalls davon profitieren, wenn sie Väter dazu animieren, in Elternzeit zu gehen. Sie bekommen dafür loyale Mitarbeiter und ihr Unternehmen gewinnt ein positives Image, sagt Philip Hwang.

Während Mütter unabhängig von der Jahreszeit bei den Kindern sind, nutzen Väter die ihnen zustehende Elternzeit meist dazu, ihre Ferien zu verlängern. 33 Prozent der von Vätern beanspruchten Elterntage wurden im August genommen, aber nur 20 Prozent im Dezember. Und dieses Muster wiederholt sich

jahrein, jahraus, sagt Roger Klinth von der Universität Linköping. Männer sehen sich, anders als Frauen, vielleicht als Bonus-Eltern, die etwas freier mit der ihnen zustehenden Elternzeit umgehen.

Keine Frage, die Rolle des Mannes ändert sich, ob wir es wollen oder nicht. Die Frage ist nur, wer die traditionell männlichen Aufgaben übernimmt, wenn Männer in steigendem Mass

Gewinner sind in jedem Fall die Kinder: Sie haben ein besseres Verhältnis zum Vater.

die Aufgaben von Frauen übernehmen und Frauen mit allem, was als typisch männlich gilt, nichts mehr zu tun haben wollen. Ich denke dabei an so fundamentale Dinge wie die Landesverteidigung im Kriegsfall, an den Umgang mit Waffen oder an handwerkliche Tätigkeiten, die einst normal waren und weder Bewunderung erregten noch für Erstaunen sorgten. Eine Befragung von tausend Vätern der Millennial-Generation und tausend Vätern der Babyboomer-Generation ergab, dass mehr als die Hälfte der Millennials lieber einen Handwerker bestellte, wenn im Haus etwas zu reparieren war. Was ganz praktische Fertigkeiten angeht, müssen Millennials oft genug passen. Sie sind viel weniger imstande als die Babyboomer,

einen Reifen zu wechseln, einen verstopften Abfluss freizubekommen, eine Sicherung auszuwechseln oder auch nur ein verklebtes Konservenglas zu öffnen. Aber natürlich können sie eine Windel wechseln.

Mehr Ehen, mehr Nachwuchs

Welche Erkenntnisse lassen sich nun aus den schwedischen Erfahrungen mit der Elternzeit für Väter ziehen? Zumindest in Schichten mit hoher Bildung führt zunehmende Gleichberechtigung zu mehr Eheschliessungen, weniger Scheidungen und mehr Kindern. Der Motor, der das neue Familienverständnis vorantreibt, ist grössere Gender-Gerechtigkeit, sagt Gøsta Esping-Andersen, Autor der Studie «Families in the 21st Century». Männer verändern sich, weil immer mehr Frauen ganztätig arbeiten. Ausschlaggebend sind Berufstätigkeit und eine gutorganisierte Versorgung der Kinder. Dass Väter sich mehr um ihre Kinder kümmern, ist überwiegend positiv. Kritiker wenden ein, dass Hausmänner ihre erotische Attraktivität einbüßen und zu geschlechtslosen Wesen mutieren. Das muss nicht sein. Aber die Rolle des Mannes wandelt sich genau wie die der Frau. Gewinner sind in jedem Fall die Kinder: Sie haben ein besseres Verhältnis zum Vater – und das kann nicht falsch sein.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Bindella
la vita è bella

Marchese Lodovico Antinoris Sof.
Ein erfrischender Rosé mit lieblichen Noten.
Gewidmet seiner charmanten Tochter Sophia.
Ein perfekter Begleiter.
In der warmen Jahreszeit.

Antinori



SOF 2017/18
Toscana igt
Tenuta di Biserno,
Toscana

🍷 Aperitif, Fisch,
Ziegenfrischkäse

🍷 Syrah,
Cabernet franc

CHF
22.40
netto
statt 28.00, 75 cl

Jetzt bestellen!
bindella.ch

Angebot gültig bis 14.7.2019.
Netto = Preis ohne weitere Vergünstigungen

Grauzonen der Strafjustiz

Ein befangener Ex-Staatsanwalt des Bundes, der als Bundesstrafrichter fungiert, eine Vize-Gerichtspräsidentin, die auch als Anwältin tätig ist, Berufungsrichter, die Tür an Tür mit der Vorinstanz arbeiten. Was ist los am Bundesstrafgericht? Von Katharina Fontana

Da wollte einer seine Grenzen nicht sehen. Bundesanwalt Michael Lauber muss in zwei der hängigen Fifa-Verfahren in den Ausstand treten, da er befangen erscheint. Das hat das Bundesstrafgericht in Bellinzona jüngst entschieden. Lauber ist über die informellen «Koordinationstreffen» gestolpert, die er mit dem Fifa-Präsidenten Gianni Infantino 2016 und 2017 abgehalten hat und an die er sich zum Teil nicht mehr will erinnern können.

Worum es bei den Zusammenkünften genau ging, weiss man nicht; Protokolle liegen keine vor, nicht einmal Gesprächsnotizen. Dass der Bundesanwalt es für zulässig ansieht, sich mit einer der Parteien – die Fifa ist im Verfahrenskomplex Privatklägerin und damit Partei – zu treffen, ohne dies irgendwie zu protokollieren, wirft ein schummriges Licht auf seine Strafverfolgungsbehörde. Dass er dazu in Hotels und Restaurants ausgewichen ist, statt die strittigen Gespräche wenigstens in offiziellem Rahmen in den Räumlichkeiten der Bundesanwaltschaft (BA) abzuhalten, lässt das Ganze noch schlechter aussehen.

Schon ein kurzer Blick in die Strafprozessordnung zeigt, dass ein solches Vorgehen mit der Protokollpflicht nicht zu vereinbaren ist. Es ist nicht anzunehmen, dass Lauber dieses Basiswissen fehlte, als er sich im trauten Kreis mit Infantino austauschte – eher dürfte er sich darum foutiert haben.

Weder neutral noch unparteilich

Doch nicht nur Lauber gilt als befangen, sondern auch Olivier Thormann. Der Betroffene arbeitete bis November 2018 bei der Bundesanwaltschaft, er war zuletzt als Leitender Staatsanwalt im Bereich Wirtschaftskriminalität tätig, wo er sich mit dem Weltfussball-Komplex befasste. Auch Thormann überschritt mehrfach Grenzen, wie die Beschwerdekammer des Bundesstrafgerichts in ihrem Urteil feststellte. Pikant ist: Thormann ist heute selber Richter am Bundesstrafgericht.

Dazu gibt es eine Vorgeschichte: Im September 2018 erhielt Lauber einen Hinweis, dass sich sein Mitarbeiter Thormann ungebührlich verhalte. Die Aufsichtsbehörde über die BA, von Lauber informiert, setzte daraufhin einen ausserordentlichen Staatsanwalt ein, Ulrich Weder, der abklären sollte, ob sich Thormann durch sein Verhalten strafrechtlich etwas hatte zuschulden kommen lassen. Die Untersuchung ergab, dass Thormann und Marco Villiger, der frühere Leiter des Rechtsdiensts

und stellvertretende Generalsekretär der Fifa, auf ungewöhnlich vertrautem Fuss miteinander standen. Man hatte sich etwa zum Abendessen im Restaurant getroffen und sich geduzt.

Laut Weders Feststellung hätten «die beruflich gepflegten Kontakte auch offensichtlich jenen Rahmen erheblich überschritten, der durch die gesetzlichen Prozessformen vorgegeben ist». Dem regen SMS-Verkehr zwischen Thormann und Villiger lasse sich «eine offenkundig unklare, unpräzise Trennung zwischen beruflicher Aufgabenerfüllung und der Pflege eines privat-persönlichen Kontakts seitens Thormanns entnehmen», heisst es. Es gebe erhebliche Anhaltspunkte, dass Thormann die für seine berufliche Tätigkeit «erforderliche Distanz, Objektivität und Neutralität und Unparteilichkeit» gegenüber den Verfahrensbeteiligten habe vermissen lassen.

Das zweifelhafte Verhalten des Leitenden Staatsanwalts war laut Weder zwar strafrechtlich nicht relevant. Ob Thormann durch seinen allzu privaten Umgang aber nicht zumindest dienstliche Grenzen überschritten hatte, diese Frage wurde nicht abgeklärt; eine Disziplinaruntersuchung fand nicht statt. Der Leitende Staatsanwalt verliess die BA im November 2018.



Schummriges Licht: Bundesanwalt Lauber.



Ungebührliches Verhalten: Richter Thormann.

Nach seinem Ausscheiden blieb Thormann nicht lange ohne Job. Bereits im März 2019 wurde der promovierte Jurist von der Gerichtskommission des Parlaments für einen Richterposten am Bundesstrafgericht in Bellinzona empfohlen. Die Vereinigte Bundesversammlung wählte den Freisinnigen ohne die geringsten Einwände. Seither gehört der frühere Staatsanwalt des Bundes also jenem Gericht an, das ihn nun für befangen erklärt hat. Zum Urteil will sich Thormann auf Anfrage nicht äussern.

Fest in SVP-Hand

Thormann ist einer der drei hauptamtlichen Richter der auf Anfang 2019 neu geschaffenen Berufungskammer in Bellinzona. In dieser Funktion überprüft er Beschwerden, die gegen Urteile der Strafkammer desselben Gerichts eingereicht werden und bei denen es um Fälle geht, welche die BA zur Anklage gebracht hat. Der Ex-Staatsanwalt des Bundes dürfte damit häufig in den Ausstand treten müssen; an den drei bisher publizierten Urteilen der Berufungskammer war er nicht beteiligt. Beim Fifa-Verfahrenskomplex – sofern es überhaupt je zu einer Anklage kommt – wird er wohl ohnehin ausfallen müssen, weil er ja als voreingenommen gilt.

Warum das Parlament ausgerechnet einen ehemaligen Chefermittler des Bundes, der kein Gefühl für die nötige Distanz zu Verfahrensbeteiligten bewiesen hat, zum eidgenössischen Richter in Bellinzona ernennt, erschliesst sich einem nicht. Man kann darin durchaus ein Glaubwürdigkeitsproblem für die Justiz sehen.

Wenig Distanz herrscht auch am Bundesstrafgericht selber. Die Richter der neuen Berufungskammer arbeiten im selben schönen Gebäude am Viale Stefano Franscini wie ihre Kollegen der Strafkammer, deren Urteile sie überprüfen und deren Arbeit sie qualifizieren müssen. Die Mitglieder der ersten und jene der zweiten Instanz begegnen sich in Bellinzona also regelmässig in der Cafeteria, in der Bibliothek oder beim Händewaschen auf der Toilette. Ob da nicht über die hängigen Fälle geredet wird, wenn man so ganz unter sich ist? Ob man sich vielleicht nicht ein bisschen abspricht? Sich etwas zu beeinflussen versucht?

Als das Parlament die Schaffung der neuen Berufungskammer diskutierte, gab es ein paar wenige Stimmen, welche die räumliche Nähe als Risiko für die richterliche Unabhängigkeit



Berufsethische Fragen: Bundesstrafgericht in Bellinzona.

bezeichneten, doch die Mehrheit sah darin kein Problem. In einigen Kantonen komme es ebenfalls vor, dass mehrere Instanzen unter einem Dach arbeiteten, hiess es. Das stimmt, doch macht das die Situation besser?

Wie Bundesstrafgerichts-Präsident Stephan Blättler (SVP) auf Anfrage sagt, sei die momentane Lösung eigentlich nicht so vorgesehen gewesen. Man wolle die Berufungskammer in einem separaten Gebäude unterbringen, das

Nicht nur Bundesanwalt Lauber gilt als befangen, sondern auch Bundesstrafrichter Thormann.

dem Kanton Tessin gehöre. Dieses müsse allerdings zuerst abgerissen und neu gebaut werden, was noch Jahre dauern werde. Man sei intensiv daran, eine provisorische Lösung zu finden. Dass die Berufungskammer, wie auch die Straf- und die Beschwerdekammer, administrativ ihm, dem Präsidenten des Gesamtgerichts und Mitglied der Beschwerdekammer, untersteht, erachtet Blättler als unproblematisch. «In der Rechtsprechung – und darum geht es ja ausschliesslich – ist jeder Richter vom anderen unabhängig und legt auch Wert darauf. Kein Richter untersteht dem anderen,

weder dem Gesamtgerichtspräsidenten noch dem Kammer-Präsidenten. Die sechs nicht präsidentialen Mitglieder des Bundesrates unterstehen ja auch nicht dem Bundespräsidenten.»

Kein Problem sieht Blättler zudem darin, dass sowohl die Gerichtsspitze wie auch die Verwaltungskommission des Bundesstrafgerichts fest in der Hand von Deutschschweizer SVP-Richtern sind. Mit Blick auf den Parteienproporz, dem an den eidgenössischen Gerichten nachgelebt wird, wirkt es allerdings schon ziemlich befremdlich, wenn in den Leitungsorganen allein eine Partei vertreten ist.

Jeder kennt jeden

Dasselbe gilt für den Umstand, dass die Bundesstrafrichter neben ihrem hohen Amt noch Nebenbeschäftigungen ausüben. Wer Teilzeit arbeitet, und das tun dreizehn der insgesamt neunzehn Richterinnen und Richter, darf daneben noch anderswo sein Geld verdienen, sofern die Nebentätigkeit die Unabhängigkeit oder das Ansehen des Gerichts nicht beeinträchtigt. So bietet beispielsweise die Vizepräsidentin des Gesamtgerichts, Sylvia Frei, auch ihre Dienste als Rechtsanwältin an. Auf der Website ihrer Kanzlei beschreibt sie sich wie folgt: «Aus teileamtlichen Richterefunktionen am Kassationsgericht des Kantons

Zürich und am Bundesstrafgericht kennt sie den Gang der Justiz auch aus der Perspektive des Richters und bemüht sich, Sie an dieser Erfahrung soweit möglich teilhaben zu lassen.» Als Bundesstrafrichterin sei ihr zwar der Auftritt vor Gerichten nicht möglich. «Sie werden von Sylvia Frei jedoch in allen rechtlichen Belangen beraten und – soweit möglich – vertreten.»

Rechtlich mag das in Ordnung sein, und als Klient darf man sich sicher in guten Händen wissen, wenn man von einem Richter beraten wird und von ihm Ratschläge bei einem Rechtsstreit erhält. Doch stellen sich hier nicht auch berufsethische Fragen? Ist es mit der Würde des Amtes vereinbar, wenn eine eidgenössische Richterin mit Verweis auf ihre Funktion um Klienten für die private Kanzlei wirbt?

Alles zusammen erweckt den Eindruck, dass bei den Strafbehörden des Bundes heute nicht genau hingeschaut wird. Dass sich Anwälte, Strafverfolger und Richter in der kleinen Schweiz kennen und sich ihre Wege immer wieder mal kreuzen, lässt sich nicht verhindern. Umso wichtiger ist es, jeglichen Anschein von Befangenheit zu vermeiden und Personen als Richter einzusetzen, welche die notwendigen Grenzen verinnerlicht haben. ○

Grüne Liberale, liberale Grüne

Die Freisinnigen wollen zur Umweltpartei werden und die Städte erobern. Warum nicht gleich mit den Grünliberalen fusionieren? Unterschiede zwischen den beiden Parteien sind kaum mehr auszumachen. Von Erik Ebnetter

Beginnen wir mit einem Quiz.

Von welcher Partei stammt dieser Satz?

«Wir sehen in der liberalen Wirtschaftsordnung und dem flexiblen Arbeitsmarkt der Schweiz einen grossen Standortvorteil. Der Staat soll der Wirtschaft möglichst wenig Schranken auferlegen und auf funktionierenden Märkten einen gesunden Wettbewerb spielen lassen.»

Der Satz stammt von der GLP.

Und dieser hier?

«Die Schweiz hat im Bereich der Vereinbarkeit von Familie und Beruf noch Aufholbedarf. Die unterstützenden Strukturen hinken zum Teil dem gesellschaftlichen Wandel hinterher.»

Der Satz stammt von der FDP.

Und was ist damit?

«Wenn sich Menschen bei uns niederlassen möchten, ist ihr Wille zur Integration Voraussetzung. Grundsätzlich gilt auch hier das Prinzip der Eigenverantwortung.»

Der Satz stammt von der GLP.

Und wer formulierte dies?

«Der bilaterale Weg hat sich für die Schweiz bewährt. Die Weiterführung dieses Weges mittels eines institutionellen Rahmens ist vernünftig und im Interesse der Schweiz. Der Status quo hingegen würde zur Erosion des bilateralen Vertragswerkes führen und ist daher keine vernünftige Option.»

Der Satz stammt von der FDP, könnte aber auch von der GLP kommen.

Das gilt für alle Zitate, die hier angeführt sind. Ob Arbeitsmarkt-, Familien-, Ausländer- oder Europapolitik: Freisinnige und Grünliberale sind oft einer Meinung.

Blockbuster-Thema

Das zeigten auch die eidgenössischen Volksabstimmungen in der laufenden Legislatur: Bei 33 Vorlagen unterschieden sich die Parolen von FDP und GLP nur zehn Mal. Dabei ging es zwei Mal um Überwachungsfragen (Nachrichtendienstgesetz, Versicherungsdetektive), drei Mal um die Reform der Altersvorsorge und fünf Mal um Umweltpolitik im weiteren Sinn (zweite Gotthardröhre, «grüne Wirtschaft», Atomausstieg, Hornkuh-Initiative, Fair-Food-Initiative).

Schaut man genauer hin, verschwimmen die Unterschiede noch stärker. Die GLP beschloss Stimmfreigabe zum Nachrichten-



Blau sei das bessere Grün: FDP-Präsidentin Gössi.

dienstgesetz, und ohnehin bilden Überwachungsfragen nur einen Nebenschauplatz der Schweizer Politik. Auch was die Reform der Altersvorsorge angeht – ein Blockbuster-Thema seit Jahrzehnten –, liegen die beiden Parteien weniger weit auseinander, als es auf

Man hat sich programmatisch angenähert und umwirbt eine ähnliche Klientel.

den ersten Blick scheinen mag. So wollen FDP wie GLP das AHV-Referenzalter von Frauen und Männern angleichen, und dass die GLP jüngst den sogenannten Kuhhandel von Steuerreform und AHV-Finanzierung bekämpfte, während die FDP ihn befürwortete, war vor allem einer taktischen Differenz geschuldet: Die Freisinnigen waren bereit, die Zustimmung zur Steuerreform mit zusätzlichen Mitteln für die AHV zu erkaufen, was die Grünliberalen ablehnten. In der Sache war man sich einig: Die GLP befürwortete die Steuerreform so sehr, wie der FDP die Zusatzmittel für die AHV widerstrebten.

Bleibt die Umweltpolitik. Hier unterschieden sich FDP und GLP in der jüngeren Vergangenheit tatsächlich, wenn auch beide die Energiestrategie 2050 mittrugen: Es war in dieser

Legislatur das wichtigste Geschäft, das mit Umweltpolitik im weiteren Sinn zu tun hatte. Allerdings war die FDP gegen den schnellen Atomausstieg und auch gegen die Initiative für eine «grüne Wirtschaft», die zum Ziel hatte, «dass der Verbrauch von natürlichen Ressourcen bis 2050 so weit verringert wird, dass der ökologische Fussabdruck der Schweiz, hochgerechnet auf die Weltbevölkerung, die natürliche Kapazität der Erde nicht überschreitet».

Und nun das: Am Samstag verabschiedeten die freisinnigen Delegierten ein Klimapapier, wie es in dieser Form kaum jemand erwartet hatte. Die FDP will, dass die Schweiz ihren CO₂-Ausstoss bis 2050 auf netto null reduziert; sie unterstützt Lenkungsabgaben auf Benzin und Diesel; und sie fordert eine Flugticket-Abgabe, um damit Gelder für die Forschung zu äufnen, obwohl an der Delegiertenversammlung selbst Befürworter dieser Idee einräumten, es handle sich dabei um Symbolpolitik. Dass die Delegierten gleich noch den Bau neuer Atomkraftwerke ablehnten, verkam zur Randnotiz. Der *Tages-Anzeiger* fragte zum Wochenstart auf Seite drei: «Was macht dieser historische Tag mit dem Freisinn?»

Grandios gescheitert

Die FDP ist von der GLP kaum mehr zu unterscheiden: grüne Liberale hier, liberale Grüne

da. Man redet von Eigenverantwortung, setzt auf Lenkungsabgaben und scheut Verbote nicht. Die Jungfreisinnigen hatten am Samstag vergebens gefordert, sämtliche Abschnitte mit der Bezeichnung «Restriktionen» aus dem Klimapapier zu streichen. Sie scheiterten grandios.

Zwei Themen beherrschen das Wahljahr bislang: die Europa- und die Umweltpolitik. Freisinnige und Grünliberale marschieren hier inzwischen Seite an Seite. Beide unterstützen das Rahmenabkommen mit der Europäischen Union praktisch vorbehaltlos – und beide verfolgen ehrgeizige Klimaziele. Man hat sich aber nicht nur programmatisch angenähert, sondern umwirbt auch eine ähnliche Klientel: jung, urban, gutausgebildet.

Die FDP lancierte vor einiger Zeit mit Brimborium die «FDP Urban», um in den grossen Städten «der rot-grünen Dominanz entgegenzutreten und Wähleranteile dazuzugewinnen». Ein erstes Thesenpapier behandelt Themen wie «Mobilität der Zukunft», «urbanes Wohnen» oder «Smart City und Smart Governance». So ähnlich klingen auch die Ideen, die im GLP Lab, dem Think-Tank der Grünliberalen, ausgeheckt werden: «Dorfplatz im 21. Jahrhundert» oder «Mobilität 4.0». Hier wie dort gibt man sich weltläufig und wissenschaftsaffin.

Der Dreiklang im GLP Lab lautet «Grün. Liberal. Progressiv», während die FDP von «Freiheit, Gemeinssinn und Fortschritt» spricht. Gemeint ist mehr oder weniger dasselbe. Und beide Parteien setzen im Wahlkampf auf Slogans, die bestimmt wirken sollen und ungefährer nicht sein könnten: «Die Schweiz will!», verkündet die FDP. «Es ist Zeit!», heisst es bei der GLP.

Neuer Name, neuer Slogan

Was will die Schweiz? Wofür ist es Zeit?

Die Antwort der liberalen Grünen: «für konsequenten Umwelt- und Klimaschutz, für eine offene, liberale Schweiz und für Wettbewerb und Innovation». Die grünen Liberalen haben sich diesen Parolen mehr oder weniger angeschlossen. So nahe stehen sich die beiden Parteien inzwischen, dass sie eigentlich fusionieren könnten: Aus «FDP. Die Liberalen» würde «FDP. Die Grünliberalen».

Ein möglicher Slogan stünde auch schon bereit. Als die FDP am Samstag an ihrer Delegiertenversammlung in Zürich Altstetten einige Nationalratskandidaten aus Zürich vorstellte, war auf der grossen Leinwand im Hintergrund zu lesen: «Für mehr Grün: Blau wählen».

Neben der Bühne hing ein Plakat, gehalten in FDP-Blau. Darauf stand geschrieben: «Wille macht uns einzigartig.» Wenn sich die FDP nur nicht täuscht. ○

Gegenrede

Die Sache mit der Toleranz

Egal, was Andreas Glarner findet: Die Frage, ob die Schule auf die Religion ihrer Schüler Rücksicht nehmen soll, wird von der Bundesverfassung abschliessend beantwortet. Von Charles Lewinsky

Herr Glarner hat unrecht, nur schon weil er so ein Rechthaber ist. Eigentlich kann man sich nicht ernsthaft mit den Argumenten eines Politikers auseinandersetzen, der eine gefälschte Propagandameldung wie «Der häufigste männliche Vorname bei Kindern in Berlin ist Mohammed» in einem *Weltwoche*-Interview als Tatsache zitiert. (Man fragt sich auch, ob man einen Interviewer ernst nehmen kann, der bei so offensichtlichem Unsinn nicht widerspricht.)

Die Frage, ob die Schule auf die religiösen Überzeugungen ihrer Schüler Rücksicht nehmen soll, wird durch Artikel 15 der Bundesverfassung abschliessend beantwortet. Diskutieren kann man nur die Frage, wie weit diese Rücksichtnahme zu gehen hat. Da wir in einem nach dem christlichen Feiertagskalender organisierten Staat leben, kommt ein katholischer Bub oder ein protestantisches Mädchen nie in die Verlegenheit, zum Kirchenbesuch an Weihnachten oder Ostern um einen Urlaub vom Schulunterricht bitten zu müssen. Bei muslimischen oder jüdischen Kindern sieht die Sache anders aus. Deshalb sehen die Schulordnungen der verschiedenen Kantone Regelungen für diese Fälle vor. Man muss seine weltanschaulichen Scheuklappen schon sehr fest montiert haben, um aus dieser Selbstverständlichkeit einen Skandal generieren zu wollen. Aber wahrscheinlich sind Schulordnungen einfach eine anstrengendere Lektüre als Websites mit islamophoben Fake News.

Schreibdispens am Samstag

Die Diskussion über den angebrachten Grad der Rücksichtnahme ist nicht neu, und sie führt, je nach aktueller politischer Stimmung, zu ganz verschiedenen Resultaten. Ich selber bin in einer orthodoxen jüdischen Familie aufgewachsen und durfte das Gymnasium der Zürcher Kantonsschule nicht besuchen, weil es mir meine Religion nicht erlaubt hätte, am Samstag zu schreiben. Ich besuchte das Gymnasium dann in Luzern, was mich über viele Jahre in ein

Dasein als Langstreckenpendler zwang. Meine Jugend wäre anders verlaufen, wenn ich ein Mädchen gewesen wäre, denn das Mädchengymnasium war städtisch, und dort hat man der entsprechenden Bitte um Rücksichtnahme gern entsprochen. Herr Glarner würde die damalige Leitung der städtischen Erziehungsdirektion – und die

luzernische Schulleitung, die mich mit so viel religiöser Toleranz aufgenommen hat – wohl als Opfer jüdischer Unterwanderung bezeichnen.

Nein, das würde er natürlich nicht. Aber nur, weil es im Moment politisch nicht angebracht scheint, sich anti-jüdisch zu äussern, während sich mit Islam-Bashing Wählerstimmen generieren lassen. Das Prinzip, den eigenen Patriotismus durch den Angriff auf eine religiöse Minderheit zu beweisen, wäre in beiden Fällen dasselbe.

Ich meine, wir sollten die Schulordnungen den dafür gewählten Behörden überlassen. Wobei die praktischen Auswirkungen auch nach der Persönlichkeit des jeweiligen Lehrers variieren werden, denn alles lässt sich nicht mit Vorschriftenkatalogen regeln. Ich gratuliere der jungen Lehrerin, die ihre muslimischen Schüler über ihre Rechte informiert hat. Sie scheint so viel mehr vom Sinn und Zweck des Schulwesens verstanden zu haben als mein Mathematiklehrer damals in Luzern, der mich zu einem guten Kopfrechner gemacht hat, weil ihm meine Schreibdispens nicht behagte und er Prüfungen deshalb prinzipiell am Samstag ansetzte. «Du musst aber deswegen nicht etwa schreiben», versicherte er mir zuckersüss, «sondern darfst die schriftlichen Aufgaben auch gern im Kopf lösen.»

Ich bin sicher, Andreas Glarner hätte ihm gratuliert.

Charles Lewinsky ist Schriftsteller. Er lebt in Zürich.



Politiker Glarner.

Personenfreizügigkeit schafft Arbeitslosigkeit

Wirtschaftsorganisationen und die Verwaltung wollen die unbeschränkte Zuwanderung beibehalten. Schädliche Nebenwirkungen blenden sie aus. Der Schweizer Arbeitsmarkt hat bereits stark gelitten.

Von Beat Gygi

Die organisierte Wirtschaft, die Bundesverwaltung und die politischen Parteien von der Mitte bis links führen einen aufwendigen Mehrfrontenkampf für den unbedingten Erhalt der vollständigen Personenfreizügigkeit mit den EU- und Efta-Staaten. Das günstige Rekrutieren ausländischer Arbeitskräfte wollen sie in keiner Weise eingeschränkt oder strenger reguliert sehen. Der Dachverband Economiesuisse meldet sich praktisch jede Woche mit einem neuen Appell, das Rahmenabkommen mit der EU müsse dringend unter Dach und Fach gebracht oder die Begrenzungsinitiative müsse erstickt werden, damit die Schweizer Wirtschaft den Zugang zum EU-Binnenmarkt behalten könne. Unterstützt wird das Lobbying von den Branchenverbänden der Maschinenindustrie (Swissmem), der Life-Science-Firmen (Scienceindustries), der Chemie- und Pharmabranche (Interpharma), vom Handel, von der Hotellerie sowie der Bankiervereinigung, zum Teil auch von den Gewerkschaften.

Deutschland besser als die Schweiz

Wenn sie nach Marktzugang rufen, meinen sie letztlich den freien Zugang zu ausländischen Arbeitsmärkten, die völlige Personenfreizügigkeit um jeden Preis, ohne Rücksicht auf gesellschaftliche Nebenwirkungen – ohne dies allerdings deutlich zu sagen. Eine nächste Gelegenheit zur Verteidigung der Personenfreizügigkeit wird sich Anfang nächster Woche bieten, wenn das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) die neuste Version des jährlich aufdatierten Berichts zu den Auswirkungen der Personenfreizügigkeit auf den schweizerischen Arbeitsmarkt vorstellen wird – auch geläufig unter dem Titel «15. Bericht des Observatoriums zum Freizügigkeitsabkommen zwischen der Schweiz und der EU». Seco-Direktorin Marie-Gabrielle Ineichen-Fleisch soll zusammen mit Boris Zürcher, Leiter der Direktion Arbeit beim Seco, Daniel Lampart, Chefökonom des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes, und Roland Müller, Direktor des Schweizerischen Arbeitgeberverbandes, die Ergebnisse vorstellen. Das Observatorium soll laut Auftrag «periodisch die wissenschaftlichen Arbeiten oder die von den verschiedenen betroffenen Ämtern durchgeführten Analysen zusammenfassen und auf dieser Grundlage die Probleme identifizieren, die durch den freien Personenverkehr entstehen können».

Leuchtet dieses Jahr eventuell ein Alarmlämpchen auf? Hat die anhaltend hohe Zuwanderung nun vielleicht doch ein Problem hervorgerufen, zum Beispiel die Arbeitslosigkeit erhöht? Seit vorigem Jahr hat Deutschland jedenfalls die Arbeitslosigkeit besser im Griff als die Schweiz, und mittlerweile diskutiert man in der breiten Öffentlichkeit, ob die soliden Zeiten der Vollbeschäftigung vorbei seien. Wenn man nicht nur die offiziell als arbeitslos Gemeldeten zählt, sondern, gemäss Methode der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO), auch die Ausgesteuerten und die anderen, die unfreiwillig ohne Job sind, dann ergibt sich für die Schweiz im ersten Quartal eine Erwerbslosenquote von 4,9 Prozent, ein Jahr zuvor waren es 5,2 Prozent. Dieser Wert ist viel höher als die amtlich gemeldete Arbeitslosenquote von jüngst 2,4 Prozent, die das Seco ausweist.

Das Seco steht bei Ökonomen immer wieder in der Kritik, dass es zu schöne Zahlen veröffentlicht, betreffe dies die Arbeitslosigkeit oder auch die Staatsquote, die beispielsweise privat bezahlte, aber hoheitlich befohlene Abgaben nicht berücksichtigt und die Schweiz in internationalen Vergleichen immer glänzen lässt. Und im internationalen Vergleich der Erwerbslosigkeit hat die Schweiz gerade all jene erschreckt, die meinten, das Land sei immer noch Spitze. Nein, ein Dutzend Länder sind besser. Die Schweizer Quote liegt deutlich über der deutschen (3,3 Prozent) und auch

über den Werten von Slowenien, Estland, Rumänien, von Norwegen, Polen, Ungarn, Malta oder der Tschechischen Republik.

Wie die Grafik zeigt, hat die Erwerbslosenquote seit der Jahrtausendwende deutlich zugenommen, sie hat sich von rund 2,5 auf etwa 5 Prozent verdoppelt. Das sind heute 119 000 Männer und 124 000 Frauen. Neben der Erwerbslosigkeit, die für die betroffene Person das komplette Fehlen von Arbeit bezeichnet, wird nach ILO-Regeln auch die Unterbeschäftigung ermittelt (oberer Teil der Balken), also wie weit einer Person die Arbeitsgelegenheiten teilweise fehlen. Zählt man diese Unterauslastungen zusammen, liegt heute immerhin ein Achtel des verfügbaren Arbeitspotenzials in der Schweiz einfach brach.

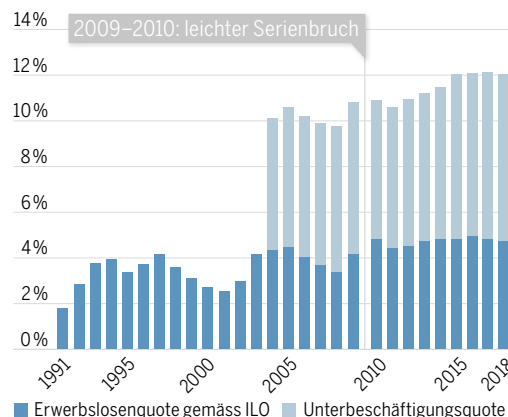
Endstation Sozialsystem

Nun zum Reizwort: Zugenommen hat seit 2001 auch die Zuwanderung aus dem Ausland. Haben die Ausländer hiesige Leute von ihren Arbeitsplätzen verdrängt? Ist die gestiegene Arbeitslosigkeit der Spiegel einer solchen Eroberungsstrategie? Die Observatoriumsberichte des Seco wirkten bisher immer beschwichtigend: Nein, der Druck der Zuwanderung auf die inländischen Löhne und Arbeitsplätze sei gering, ja es sei vielmehr so, dass ausländische Arbeitskräfte eine Ergänzung zu den hiesigen seien, nicht eine Konkurrenz. Untersuchungen der Universität St. Gallen und der Konjunkturforschungsstelle der ETH Zürich (KOF) von 2018 warten mit ungefähr der Botschaft auf: Die Zugezogenen werden problemlos in den Arbeitsmarkt integriert, erreichen auch etwa das hiesige Lohnniveau, die Schweizer müssten aber keine Konkurrenz fürchten. Es gebe zwar gewisse Verschiebungen, aber in dem Sinne, dass Schweizer Beschäftigte eher in bessere Stellen wechselten, etwa ins Gesundheitswesen, und den Zuwanderern ihre Jobs überliessen.

Woher kommen aber die gestiegenen Erwerbslosenzahlen? Den Anstieg von 2009 und 2010 kann man sich erklären durch die Finanzkrise und den Wirtschaftseinbruch. Aber seit 2011 hat sich die Konjunktur nicht so schlecht entwickelt, eine Verschärfung der Arbeitslosigkeit in einer solchen Zeit ist eigentlich erstaunlich – es sei denn, es kämen deutlich mehr Leute ins Land, als die Unternehmen zusätzlich beschäftigen können.

Zunehmende Untätigkeit

Erwerbslosenquote gemäss ILO-Definition und Unterbeschäftigungsquote in der Schweiz in Prozent.



QUELLE: BFS

Schmerzende Überkapazitäten.



Selbst im Sommer, wenn mit Volldampf gebaut wird, liegt die Erwerbslosenquote der Ausländer nahe bei 8 Prozent.

Tatsächlich gab es in den Jahren 2011 bis 2016 hohe Nettozuwanderungen von jährlich 60 000 bis 80 000 Personen. Und schaut man die Erwerbslosenquoten genauer an, zeigen sich bei den Ausländern über diese ganze Zeit hinweg mehr als doppelt so hohe Werte wie bei den Schweizern. Die ungewollte Unterbeschäftigung variiert in der ausländischen ständigen Wohnbevölkerung seit 2011 zwischen 8 und 10 Prozent, in der Schweizer Bevölkerung zwischen 3 und 4 Prozent. Die Werte der Ausländer folgen zudem einer typischen Wellenlinie; im Sommer sind die Tiefpunkte, im Winter die Höhepunkte, wenn sich die Bauarbeiter wegen schlechten Wetters als arbeitslos melden.

Ein ähnliches Bild zeigt übrigens auch der letztjährige Seco-Observatoriumsbericht, der die Arbeitslosenquote nach enger Schweizer Definition mass. In der Gruppe der gemäss EU-Efta-Personenfreizügigkeit Zugezogenen war die Arbeitslosigkeit gut doppelt so hoch wie bei den Schweizern. Laut Bericht waren «vor allem Zuwanderer aus Süd- und Osteuropa aufgrund ihrer Qualifikations- und Berufsstruktur einem erhöhten Arbeitslosigkeitsrisiko ausgesetzt», also etwa Beschäftigte in Bau oder Gastronomie. An der Baubranche allein kann es aber nicht liegen. Selbst im Sommer, wenn mit Volldampf gebaut wird, liegt die Erwerbslosenquote der Ausländer nahe

bei 8 Prozent. Also doch Arbeitslosigkeit durch Zuwanderung?

Die KOF-Ökonomen sprechen sich in einer Studie gegen diese Vermutung aus, denn gerade in Regionen mit hoher Zuwanderung beobachtet man eine relativ niedrige Arbeitslosigkeit. Andere Ökonomen halten dagegen und sagen, genau darin liege ja die Logik der Zuwanderung: Ausländer könnten nur dann in die Schweiz ziehen, wenn sie einen Arbeitsvertrag hätten, also seien sie zu diesem Zeitpunkt natürlich nicht arbeitslos. Aber nachher passiert oft das, was zur Belastung für das Land werde: Viele verlören irgendwann ihre Stelle und landeten dann im Sozialsystem.

Selbstkritik der Unternehmer

In Gesprächen mit Unternehmern wird diese Sicht bestätigt. Bei einem Schweizer mit einer ordentlichen Berufsausbildung, so ein Fabrikchef, wisse man meist, was man habe. Bei Bewerbern aus dem Ausland sei die Unsicherheit grösser, auch bei Berufsleuten mit guten Zeugnissen. Oft zeige sich bald nach der Anstellung, dass die Mentalität nicht stimme, die Ansprüche, die Arbeitsmoral nicht zur hiesigen Wirtschaft passten. Bei allen Diversitäts-Diskussionen: Wer in der Schweiz Erfolg haben wolle, müsse seine Unternehmenskultur auf Qualität, Termintreue und Flexibilität trimmen. Er-

weise sich eine Anstellung als Fehler, bleibe oft nur die Entlassung, wodurch die betroffenen Personen ins Schweizer Sozialsystem gelangten und dann als Stellensuchende immer wieder in Bewerbungsrunden auftauchten.

Also doch Arbeitslosigkeit durch Zuwanderung, die Schilderungen aus der Praxis deuten darauf hin, und in Kombination mit den hohen Arbeitslosenquoten bei Ausländern wirken sie glaubwürdig. Bei einigen Unternehmern ist auch Selbstkritik zu vernehmen: Firmen würden oft zu leichtfertig Ausländer einstellen, weil dies einfach und günstig sei. Wenn es dann nicht klappe, trage ja letztlich nicht die Firma, sondern der Sozialstaat das Risiko. Manager und Unternehmer sollten sich bewusster überlegen, was man der Allgemeinheit aufbürde.

Bei Economiesuisse bleibt der Kompass jedoch auf unbeschränkte Personenfreizügigkeit eingestellt. Der Verband wertet es in seiner jüngsten Stellungnahme vom Dienstag als Vorteil, dass die Marktgrösse dank Wachstum von Schweizer Bevölkerung und Wirtschaft zugenommen hat. Die Führung mit Präsident Heinz Karrer und Direktorin Monika Rühl geht sogar so weit, neben den Branchenverbänden und politischen Parteien auch Gebilde wie Operation Libero oder die Neue Europäische Bewegung Schweiz (Nebs) um sich zu scharen, zu deren Hauptzielen der EU-Beitritt gehört. O

Grüne Raserei

Die Berner Stadtregierung versteht das Formel-E-Rennen als Beitrag zur nachhaltigen Mobilität. Die Ökobilanz sieht anders aus. Die rot-grünen Verantwortlichen winden sich oder schweigen verschämt.

Von Hubert Mooser

Die Stadt Bern sieht sich gerne als Schweizer Mekka der Nachhaltigkeit. Auf den von Schülern verkündeten Klimanotstand reagierten die rot-grüne Stadtregierung und ihr Präsident Alec von Graffenried (Grüne) zum Beispiel mit einem politischen Grossaufgebot und einem Aktionsplan. «Es ist fünf vor zwölf Uhr für den Klimaschutz», warnte von Graffenried vor den Medien im Berner Münster. «Der Gesamtgemeinderat steht heute hier vor Ihnen, um seinen Willen zu bekunden, die CO₂-Emissionen effektiv und mit noch grösseren Anstrengungen als bisher zu reduzieren.» Was das bedeutete, führte Gemeinderätin Ursula Wyss (SP) aus: Reduzierung des Individualverkehrs, Halbierung der Parkplätze, Tempo 30 auf allen Strassen.

Und dann das: Der gleiche rot-grüne Gemeinderat, der die Bernerinnen und Berner mit Verboten und Auflagen zur Klimaverträglichkeit umerziehen will, hat die Austragung eines Formel-E-Rennens in der Stadt bewilligt. Es fand am vergangenen Samstag statt, bejubelt von über 100 000 Zuschauern. Es geht um Boliden, die ausschauen wie Formel-1-Rennmaschinen, die jedoch, von Elektromotoren angetrieben, lautlos und abgasfrei mit 200 Stundenkilometern um einen Rundkurs brettern. Auch wenn sie keine Abgase in die Umwelt blasen, bedeutet das noch lange nicht, dass die ganze Geschichte ökologisch im grünen Bereich liegt. «Die Stadt Bern hat der Veranstalterin verschiedenste Auflagen gemacht», sagt Stadtpräsident von Graffenried. «Nun gilt es in den kommenden Wochen auszuwerten, wie diese auch hinsichtlich Mobilitätskonzept, Landschaftsschutz, Energiequellen, CO₂-Emissionen und Sensibilisierung umgesetzt wurden.»

200 Lastwagenfahrten waren nötig

Wer diese Auswertung vornimmt, ist ein Rätsel. Der Chef des städtischen Umweltamtes, Adrian Stiefel, lässt jedenfalls über den Informationsdienst der Stadt Bern ausrichten, sein Amt sei nicht involviert. «Bei solchen Grossveranstaltungen stimmt die Ökobilanz nie», weiss indes Gemeinderätin Franziska Teuscher. Und das ist der einzige Satz, den man von der Berner Vorzeigegrünen zu diesem E-Prix Schweiz entlocken kann. Von der Präsidentin der Grünen, Regula Rytz, norma-



Grüner Anstrich: Formel E am 22. Juni in Bern.

lerweise als eifrige Mahnerin in Sachen Klimaschutz und Ökobilanz unterwegs, kommt dagegen auf Anfrage nicht einmal eine Antwort. Offenbar ist es ihr nicht wohl bei der Sache.

Keine Frage: Vom Publikumsaufmarsch her war das Autorennen ein Erfolg und lockte mehr Menschen auf Berns Strassen als der Frauenstreik vor zwei Wochen. Für Präsident von Graffenried ist es der Beweis für ein gelungenes Volksfest. Der Event kratzt aber an der Glaubwürdigkeit der Stadtberner Grünen und Sozialisten, die sich gern als die ökologischen Musterknaben der Schweiz geben. In Bern gelten selbst für Mahlzeiten in Kinderkrippen und Tagesschulen strenge ökologische Richtlinien. Es dürfen nur regionale, saisonale und fair produzierte Lebensmittel aufgetischt werden – kurze Transportwege sind oberstes Gebot. Beim E-Prix drückte die Stadtregierung in dieser Hinsicht beide Augen zu. Gegen 500 Tonnen Material mussten, teils von Berlin, dem letzten Austragungsort der Formel E, in Sattel-schleppern herangekarrt werden. Laut von Graffenried waren für den Transport gegen 200 Lastwagenfahrten notwendig. Er weist aber daraufhin: «Auch bei anderen Grossveranstaltungen sind etwa um die 120 Lastwagenfahrten notwendig.» Die *Berner Zeitung* hat nachgerechnet, dass der E-Prix Zirkus im letzten Jahr gegen 32 000 Tonnen CO₂ verursachte.

Das Angebot war für Bern zu verlockend

Wie war es möglich, dass die rot-grüne Mehrheit im Berner Gemeinderat, die sonst pinge-

lig ihr grünes Image kultiviert, einen Grand Prix mit Elektroboliden mitten in der Stadt zulässt? Wenn man nämlich SP und Grüne sonst reden hört, gibt es keine grössere Energieverschwendung als Autorennen. Als der Gemeinderat das erste Mal darüber beriet, waren Stadtpräsident Alec von Graffenried, Reto Nause (CVP) sowie Ursula Wyss (SP) und Michael Aebersold (SP) dafür, nur Franziska Teuscher (Grüne) dagegen. Aber als die Kritik aus dem eigenen Lager und im Stadtparlament lauter wurde, ruderte Wyss etwas zurück. Was sie indessen nicht davon abhielt, in ihrer Direktion eine VIP-Loge einzurichten, wie Hinweistafeln auf dem Gelände verrieten. Das Angebot der Organisatoren war wohl zu verlockend, als dass es die Stadtregierung

hätte ablehnen können. Ein Anlass, der weltweit übertragen wird und der die Stadt keinen Rappen kostet, das wollten sich die Berner nicht entgehen lassen. Denn die Organisatoren kommen für alle Unkosten auf und wollen die Stadt mit knapp einer Million Franken entschädigen, wie es in den letzten Tagen hiess. Nause will diese Zahlen nicht bestätigen. Die Stadt habe noch keine Schlussabrechnung erstellt, gibt er zu verstehen. Ein weiterer Versuch, noch etwas herauszuschlagen, scheiterte allerdings: Das rot-grüne Lager wollte den Veranstaltern einen Kompensationsbeitrag in Höhe von 100 000 Franken zur Installation von Solardächern abringen. Aber die Organisatoren machten nicht mit.

Natürlich musste man den Anlass den mehrheitlich links-grün wählenden Stadtbernern irgendwie verkaufen. Und so erfand man eine passende Botschaft dazu: Der Swiss E-Prix 2019 beinhalte grosses Potenzial, «um dem Diskurs rund um ökologische Mobilität und neue Technologien zusätzlichen Auftrieb zu verleihen», verkündete der Berner Gemeinderat, als er den Grundsatzentscheid zur Durchführung des Rennens absegnete. «Und das ist uns gelungen», betonte Stadtpräsident von Graffenried hinterher. Wirklich? Die Botschaft, die bei vielen Stadtbernern ankam, dürfte eine andere sein: Hauptsache, es hat einen grünen Anstrich, dann darf man auch in Bern alles machen, selbst ganze Strassenzüge und Quartiere zur Austragung umstrittener Autorennen okkupieren. ○

Der Wolf und der elitäre Feminismus

Der Bundesrat soll mit der EU nachverhandeln, der Jäger wird zum Gejagten, und der Kanton Bern schreibt Millionengewinne auf Kosten anderer.
Sessions-Check von Peter Keller

Nach dem Nationalrat hat nun auch der Ständerat «Geschlechterrichtwerte» für Verwaltungsräte und Geschäftsleitungen börsenkotierter Unternehmen beschlossen. Künftig soll in diesen Gremien jedes Geschlecht mindestens zu 30 Prozent beziehungsweise mindestens zu 20 Prozent vertreten sein: Teppichetagen-Feminismus. Von Geschlechterquoten etwa beim Strassenbau oder bei Lastwagenchauffeuren ist bisher herzlich wenig zu hören. Das passte auch ins Bild des Frauenstreiks fünf Tage vor dem ständerätlichen Entscheid: Während sich die «Demonstrant*innen» in den Nebenstrassen versammelten, bauten auf dem Bundesplatz ausnahmslos Männer die Streikinfrastruktur auf: Stände, Redebühne und Tonanlage. Damit war gewährleistet, dass im Anschluss die Streikführerinnen ihre Parolen gegen die Unterdrückung der Frau technisch einwandfrei verbreiten konnten. Mann sei Dank.

Die wildeste Jagd — Am Anfang ging es nur um den Wolf. Nachdem sich seine Population in der Schweiz unerwartet schnell vergrößert hatte, sich sogar Rudel zu bilden begannen und Bilder von massakrierten Schafen die Runde machten, sollte eine Lex Lupus her. Der an sich geschützte Jäger wurde selber zum Gejagten. Der Ständerat – immer den grossen Wurf im Auge – befand, neben dem Wolf gehörten auch andere Problemtiere in die Gesetzesrevision, wie der Luchs oder der Biber. Das medial begleitete Geheul über dieses «Abschussgesetz» (Martin Bäumle, GLP/ZH) war dann so gross, dass die politische Mitte vorsorglich den Schwanz einzog und die Vorlage wieder entrümpelte, bis am Ende wieder eine einsame Lex Wolf herauskam. Die Umweltschutzverbände kündigten trotzdem ein Referendum an.

Die sanfteste Ohrfeige — Der Bundesrat soll über das institutionelle Rahmenabkommen mit der EU nachverhandeln. Etwa im Bereich des Lohnschutzes oder des Verbots staatlicher Beihilfen wie bei den kantonalen Beteiligungen an Elektrizitätswerken. Der Nationalrat stimmte diesem Vorstoss aus dem Ständerat zu, ohne allerdings am eigentlichen Problem-

kern des Rahmenabkommens zu rühren: der generellen Übernahme von EU-Recht. Die nun noch schnell vor den Wahlen angekündigten Pflasterli-Massnahmen sind keine Lösung. Durch das Rahmenabkommen würde die Schweiz zur Rechtskolonie von Brüssels Gnaden.

Die sauberste Debatte — Man könnte meinen, Herr und Frau Schweizer würden tot umfallen, wenn sie Wasser aus dem Hahn oder dem Dorfbrunnen tranken. Zwei Tage lang debattierte der Nationalrat über die beiden Initiativen «Für eine Schweiz ohne synthetische Pestizide» und «Für sauberes Trinkwasser». Während sich Links-Grün in Alarmismus überschlug, verteidigten die Bauernvertreter ihren Berufsstand: In den letzten Jahren sei der Verbrauch von Antibiotika und Pestiziden in der Landwirtschaft schon massiv gesunken. Ein Totalverbot aber sei «extrem wirtschaftsfeindlich», so Bauernpräsident und CVP-Nationalrat Markus Ritter. Die Produktion von Lebensmitteln in der Schweiz würde einbrechen und müsste durch

– nicht so streng kontrollierte – Exporte kompensiert werden. Beide Initiativen wurden im Nationalrat mehrheitlich abgelehnt.

Der faulste Kompromiss — Der Kanton Bern schloss mit einem Plus von 261 Millionen Franken ab. Das ist erfreulich. Weniger erfreulich sind die Hintergründe dieses Ergebnisses: Bern bezog im letzten Jahr 1,187 Milliarden Franken aus dem nationalen Finanzausgleich (NFA). Die Geberkantone finanzieren die Berner Millionengewinne. Da die Berner Bevölkerung eine Steuersenkung ablehnte und sich damit für ein *gäbiges* «Weiter so» entschied, will die Regierung einen Fonds einrichten. Beim Ausgeben von fremdem Geld war die Politik schon immer kreativ. Als der NFA eingeführt wurde, hatte man allen Kantonen eine Art Existenzminimum zugesichert. Etwas anschaulicher gesagt: Jeder Kanton sollte sich einen VW leisten können. Mittlerweile ist es ein Mercedes geworden, bezahlt von den gerade noch mal sieben Geberkantonen. Seit 2008 ist die Gesamtausstattung des NFA von 4,1 auf 5,1 Milliarden gestiegen.

Allein Bern kassiert deswegen 300 Millionen Franken mehr pro Jahr. Nun wurde ein «Kompromiss» ausgehandelt und in dieser Session von beiden Räten abgesegnet: Ein Mercedes ist dann doch etwas viel, mit einem VW will man sich nicht bescheiden, nun wird es halt ein BMW für alle.

Der päpstlichste Stuhl — Sedisvakanz nennt sich die Zeit zwischen dem Tod (oder neuerdings dem Amtsverzicht) eines Papstes und der Wahl seines Nachfolgers: von lateinisch *sedis vacantia*, leerer Stuhl. Fast ein halbes Jahr Sedisvakanz ist nun dem Innerrhoder Nationalratsitz beschieden: Der bisherige Amtsträger, Daniel Fässler (CVP), wurde an der Landsgemeinde in den Ständerat gewählt. Sein Stuhl in der Grossen Kammer bleibt leer bis zu den Gesamterneuerungswahlen im Herbst. Die leeren Stühle von Natalie Rickli und Jürg Stahl wurden dagegen wieder besetzt: Für die beiden zurückgetretenen Zürcher Nationalräte wurden in dieser Session der Meisterlandwirt Martin Haab aus Mettmenstetten und die Gemeindepräsidentin von Hagenbuch, Therese Schläpfer, neu vereidigt. ○



Einsame Lex Lupus.

Zum Formstand der Gegner

Wie steht es um die Parteien vor den eidgenössischen Wahlen? Was machen sie gut? Was schlecht? Namhafte Parteipolitiker beurteilen ihre politischen Konkurrenten.

Ein-Thema-Partei

FDP-Nationalrätin Doris Fiala über die Grünen

Im «links-konservativen politischen Quadranten» positioniert, setzen sich die Grünen sehr aktiv für Umwelt- und linke Anliegen ein. Sie sehen sich als «Umweltgewissen» nicht nur für die Schweiz, sondern auch international. Das kommt oft sehr dogmatisch daher und ist eher an politischen Zwang und zu wenig an Eigenverantwortung gebunden.

Das Thema Klimawandel ist im Sorgenbarometer weit oben. Sicherlich nicht zielführend wäre, die Herausforderungen des



«Privat vor Staat»: Doris Fiala.

Klimawandels kleinzureden. Das geht uns alle an! Wir dürfen uns – trotz dem globalen Risiko – national nicht aus der Verantwortung schleichen. Wir Freisinnigen sehen gegenüber den Grünen in der Konsequenz des Handelns allerdings einen fundamentalen Unterschied. Unser Ansatz lautet wann immer möglich: «Privat vor Staat» – und nicht «Staat vor Privat».

Weil die Grünen in dem einen Thema so stark sind, wissen die Wähler oftmals kaum, wie die Partei zu anderen Fragen steht. Nachhaltigkeit bezieht sich nebst Umweltfragen auch auf das Schaffen von Arbeitsplätzen und damit die Sicherung von Wohlergehen und Wohlstand. Was meinen die Grünen dazu? Umwelt, Gesundheit, Europa, Altersvorsorge, Wirtschaft und Arbeitsplätze – diese Themen stehen in Wechselwirkung zueinander und dürfen nicht losgelöst, sondern müssen abhängig voneinander betrachtet werden. Hier gibt es grosse Herausforderungen, die es anzupacken gilt, will man nicht zur Ein-Thema-Partei verkommen.

Europapolitik à la SVP

CVP-Fraktionschef Filippo Lombardi über die SP

Aus ihrer eigenen Sicht macht die SP wahrscheinlich fast alles richtig. So ist sie in einer mehrheitlich bürgerlichen Eidgenossenschaft – wo die SP zwar die meisten Städte, aber nur ein paar westliche Kantone dominiert – fähig, viele ihrer sozialen Anliegen auf Bundesebene durchzusetzen. Dies dank ihrer guten Taktik und ihrer guten Bundesräte, ihrer natürlichen Verbündeten aus dem linken Lager, aber auch dank der (typisch schweizerischen) Kompromissbereitschaft der Mitteparteien.



«Stunde der Wahrheit»: Filippo Lombardi.

Für die Wahlen 2019 hat SP-Präsident Christian Levrat erkannt, dass die grösste Konkurrenz für Rot einmal mehr Grün heisst. Wie ein Zauberer hat er einen 12-Milliarden-Umwelt-Marschplan erfunden. Die CVP sollte jetzt zumindest einen mit 24 Milliarden vorschlagen, um auch ihre Wahlchancen im Oktober zu wahren, so dass man sich schliesslich bei 18 Milliarden einigen könnte.

Ernsthaft: Was mir bei der SP echte Sorgen bereitet, ist der Versuch (oder die Versuchung), sich mit rauen SVP-Tönen in der Europapolitik zu profilieren. Gegen das Rahmenabkommen zu schimpfen und die 4-Tage-Regel als Super-GAU für den Schweizer Arbeitsmarkt hochzustilisieren, kann vielleicht die Gewerkschaften vor den Wahlen beruhigen. Es schafft aber keine guten Voraussetzungen dafür, die Personenfreizügigkeit und den bilateralen Weg zu verteidigen sowie die Kündigungsinitiative glaubwürdig zu bekämpfen.

Die Stunde der Wahrheit wird kommen, auch wenn die SP diese auf die Zeit nach den Wahlen hinausschieben möchte.

Umweltpolitisch widersprüchlich

SVP-Nationalrat Christian Imark über die Grünliberalen (GLP)

Die SVP ist zwar froh, auf einen Partner zählen zu können, der auch im Wahljahr nicht mit vollen Händen Steuergelder ausgeben will. Gerade für die Sicherung der AHV setzen wir auch in Zukunft auf diese Zusammenarbeit. Nicht jedoch beim Klimaschutz.

Die GLP war eine der treibenden Kräfte beim Atomausstieg, ohne dass die Entwicklung neuer, sicherer Technologien in die Betrachtung mit einbezogen worden wäre. Damit verzichtet die Partei, die jetzt an vorderster Front das Kli-



«Arbeitsplätze gehen verloren»: Christian Imark.

ma retten will, bewusst auf die CO₂-ärmste und zuverlässigste Stromproduktion. Die Antwort, wie die Versorgungssicherheit punkto Strom in der Schweiz – ein zentraler Wirtschaftsfaktor – auch langfristig garantiert sein würde, blieb die Partei bisher schuldig. Jedenfalls werden Stromimporte aus Kohlekraftwerken oder der Bau von Gas-Kombikraftwerken die Schweizer CO₂-Bilanz massiv verschlechtern.

Ähnlich grosse Widersprüche offenbaren sich auch in der GLP-Agrar- und -Wirtschaftspolitik: Während die heimische Nahrungsmittelproduktion mit Lenkungsmaßnahmen verteuert werden soll, plädiert die Partei für eine Liberalisierung der Agrarmärkte. Mit den gleichen Lenkungsmaßnahmen bewirkt die GLP die Deindustrialisierung der Schweizer Wirtschaft und erweist dem Klima mit der Kostensenkung von Importprodukten einen Bärendienst. Das führt zu noch mehr Importen im Bereich der Landwirtschaft und der Industrie. Gleichzeitig müssen Bauernbetriebe und KMU mangels Konkurrenzfähigkeit ihre Produktion einstellen, wodurch viele Arbeitsplätze verlorengehen.

Juniorpartnerin der SVP

SP-Nationalrätin Jacqueline Badran über die CVP
In der Mitte herrscht ein Vakuum. Menschen, denen die SP zu links, die FDP zu kalt und die SVP zu extrem ist, sind politisch heimatlos. Gerade Frauen, die gut gebildet, emanzipiert und familienorientiert sind, aber arbeiten wollen, sind für Umweltthemen, das Sozialwesen und Leistungen der Gemeinwesen wie Kinderbetreuung und ausgebautes Bildungswesen sensibel. Sie sind also affin für die öffentlichen Dienste.

Die CVP, die immer mehr nach rechts gerückt ist, sich immer mehr von klassisch christlichen Werten entfernt hat und teilweise von Männern vertreten wird, die nach Art und Inhalt genauso gut in der SVP politisieren könnten, weicht zunehmend deutlicher von den Präferenzen dieser Mittelschicht ab. Ebenso fühlten sich Gewerbler*innen und Unternehmer*innen mit hoher sozialer Verantwortung nicht mehr vertreten. Sozialliberale Leuchtfiguren – bei der CVP in hohem Masse



«Immer mehr nach rechts»: Jacqueline Badran.

Frauen, etwa Josi Meier, Judith Stamm, Rosmarie Zapfl, Lucrezia Meier-Schatz – verschwanden aus der Partei (mit Ausnahme von alt Bundesrätin Doris Leuthard). Und dort, wo

«Vergessen wir nicht, dass wir der CVP einige bahnbrechende Reformen zu verdanken haben.»

sie neu auftauchten – wie Barbara Schmid-Federer –, wurden sie an den Rand gedrückt.

Das ist schade, denn die CVP ist die einzig verbliebene sogenannte bürgerliche Partei, die – dann und wann – tatsächlich die Konkordanz lebt und für reale Lösungen von realen Problemen Hand bietet. Vergessen wir nicht, dass wir der CVP einige bahnbrechende Reformen zu verdanken haben, darunter die Raumplanung, die Lex Koller und auch das Frauenstimmrecht (alles vom stockkonservativen Alt-Bundesrat Ludwig von Moos). Als Juniorpartnerin der SVP hat die CVP keine Zukunft.

Böses Erwachen

GLP-Nationalrat Martin Bäumle über die FDP
Klimastreiks. Weckruf der Jugend. Es ist Frühjahr 2019, und die FDP erfindet sich neu. Sie befragt ihre Basis, und plötzlich fordert sie eine CO₂-Abgabe auf Benzin. Hoppla. Freude herrscht! Und zu träumen, ist erlaubt.

Das mache ich, und mein Traum gleicht einem Gedicht: Es ist Sommer 2019. Die Grünliberalen und die FDP lancieren gemeinsam eine Initiative für eine umfassende und wirksame Lenkungsabgabe auf nichterneuerbaren Energien. Treibstoffe – für Auto und Flugzeug – bekommen einen verursachergerechten Preis. Endlich!

Und auch beim CO₂-Gesetz harmoniert die freisinnig-grünliberale Allianz: Die Schweiz soll bis 2050 CO₂-neutral werden. Energieeffizienz, Gebäudesanierungen, Plusenergiehäuser, Solaranlagen und erneuerbare Brenn- und Treibstoffe werden mit den höheren Energiepreisen wirtschaftlich. Sie verbreiten sich



«Träumen ist erlaubt»: Martin Bäumle.

rasant. In der Folge sinkt der Energieverbrauch, und unsere Abhängigkeit von Öl und Gas ist Geschichte. Die Versorgungssicherheit mit einheimischen erneuerbaren Energien ist gelöst.

Und auch beim Flugverkehr wird dank Flugticketabgabe und einer EU-weiten Lenkungsabgabe weniger geflogen. Durch neue Treibstoffe aus Solarstrom entsteht eine Dynamik für eine CO₂-freie Luftfahrt. Und das alles ohne Verbote und Bürokratie. Vielmehr floriert unsere auf Cleantech ausgerichtete Marktwirtschaft mit einem nachhaltigen Wachstum.

Ein wunderbarer Traum!

Das böse Erwachen folgt im November, nach den Wahlen: Die ökologische Wende der FDP wird abgeblasen. Puff und weg. Keine CO₂-Abgabe auf Benzin, keine Flugticketabgabe und keine griffigen Inlandziele.

Oder kommt es doch anders? Sorgen pragmatische Kräfte für eine griffige Klimapolitik? Die Hoffnung stirbt zuletzt. Oder eben: Träumen ist erlaubt.

An der Basis vorbei

Grünen-Vizepräsident Luzian Franzini über die SVP
Flauschige *Sünneli*-Maskottchen und junge Tänzerinnen: So präsentiert sich die SVP in ihrem neuesten Wahlvideo. Zu spüren ist eine grosse Verunsicherung. Das rechtspopulistische Flaggsschiff Europas befindet sich im Abwärtsstrudel. Die plumpe Problembewirtschaftung und die Schürerei von Angst vor der angeblichen Masseneinwanderung mobilisieren nicht mehr. Die letzten kantonalen Wah-

«Partei der neoliberalen Züriberg-Milliardäre oder des ländlichen Gewerbes?»

len haben das deutlich gezeigt. Auch die (ehemalige) SVP-Wählerschaft erwartet Lösungen für die Klimakrise. Gerade Bauern spüren deren Folgen in ihrer tagtäglichen Arbeit.

Wer jedoch den SVP-Vertretern zuhört oder das neuste «Extrablatt» liest, muss sich



«AHV kaputtsparen»: Luzian Franzini.

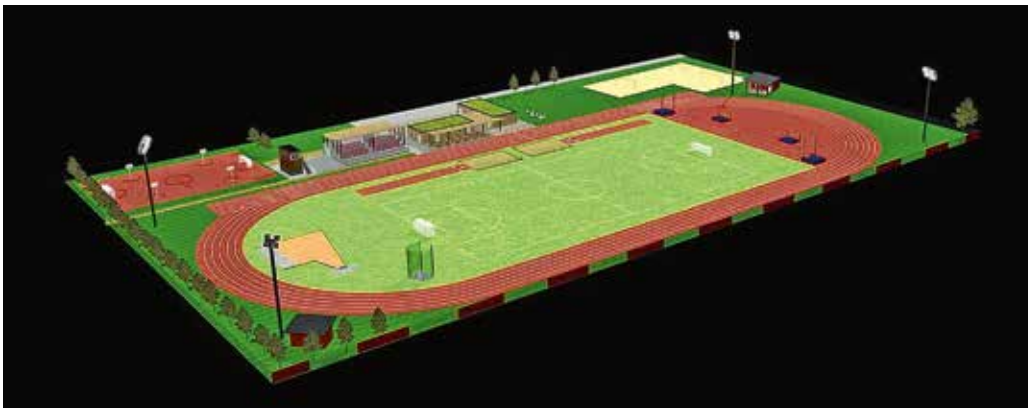
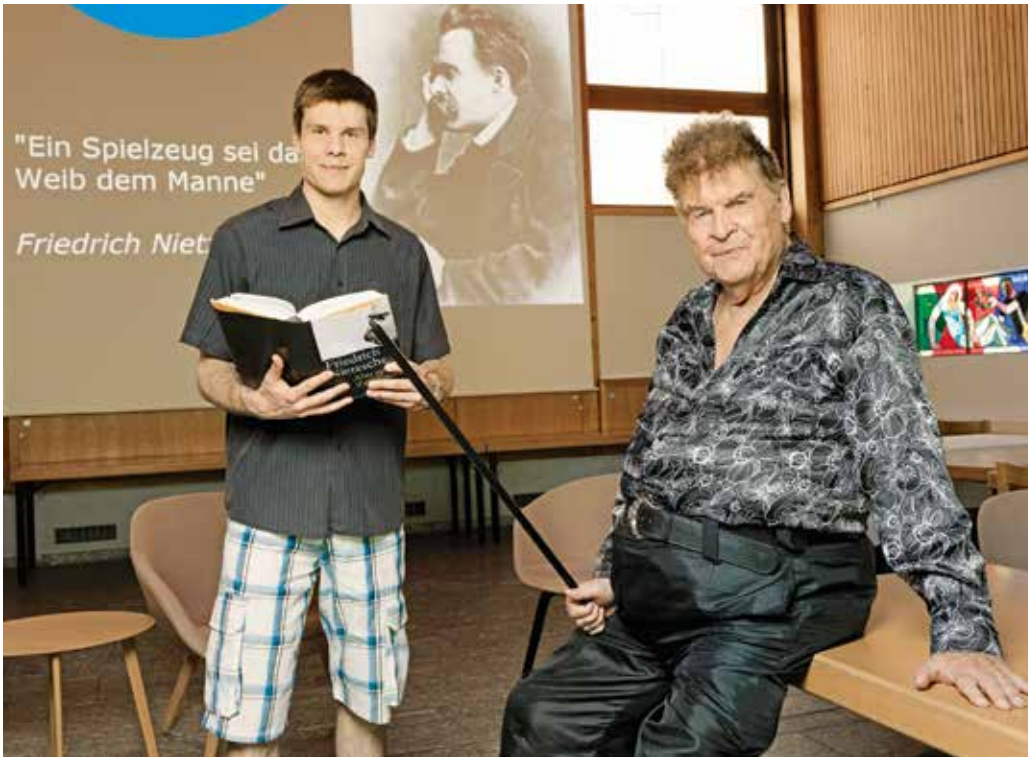
fragen: Kann es wirklich sein, dass es dieselben sind, die im gleichen Atemzug eine menschengemachte Klimaerhitzung bestreiten, dafür aber die Masseneinwanderung verantwortlich machen? Und sind es wiederum dieselben, die den Klimawandel – wenn überhaupt – nur im Ausland bekämpfen wollen und dabei trotzdem steif und fest behaupten, dass weniger Ausländer in der Schweiz einen positiven Effekt auf das Klima hätten?

Die SVP muss sich entscheiden, was sie sein will – die Partei der neoliberalen *Züriberg*-Milliardäre oder des ländlichen Gewerbes?

Während die Parteilite um Köppel, Matter und Co. die AHV kaputtsparen will, ist unser wichtigstes Vorsorgewerk bei der Basis populär. Trotz prall gefüllten Parteikassen und einer grossen Reichweite in den Blocher-Medien (dreissig Gratiszeitungen mit 1,1 Millionen Lesern) sollte die SVP ihren Wahlkampf sachpolitisch seriöser gestalten, um bei den eidgenössischen Wahlen keinen Totalabsturz zu erleiden. ○

Millionengeschenk für Grenchen

In einer Strafaktion strichen die Städtischen Werke Grenchen dem lokalen Turnverein das Sponsoring. Die Turner liessen sich nicht beeindrucken. Das hat sich gelohnt: Lebemann Peter Buser verhilft den Aufmüpfigen zu einem neuen Leichtathletikstadion. *Von Alex Baur*



Einzigartig: Turner Meier, Geldgeber Buser, Visualisierung des Grenchner Stadions.

Theo Schild von der Geschäftsleitung des Turnvereins Grenchen bestätigte am letzten Montag auf Anfrage: «Ja, die 1,5 Millionen Franken sind soeben auf unserem Konto eingetroffen.» Der Weg steht damit frei für eine seit über einem Jahrzehnt geplante und dringliche Totalsanierung des baufälligen Leichtathletikstadions. Der Rest des 3,5-Millionen-Projekts wird durch die Stadt, den Kanton und durch kleinere Spenden finanziert. Schild hofft jetzt, noch vor Ende Jahr mit den ersten Bauarbeiten anfangen zu können.

Die 1,5 Millionen Franken stammen aus der Schatulle von Peter Buser. Der aus Trimbach SO stammende 82-jährige «Vermögensverwalter, Playboy und Dichter» (*Weltwoche* Nr. 3/19)

verbindet sein Geschenk mit der Auflage, gelegentlich Aufführungen von klassischer Musik und Poesie im Stadion organisieren zu dürfen, die er ebenfalls unterstützt. Der Turnverein Grenchen revanchiert sich mit einer gediegenen Ehrentafel: Die Sportstätte heisst fortan «Peter-Buser-Stadion».

Was nun in ein Happy End mündet, begann Anfang Jahr mit einem bösen Krach. Wie die *Weltwoche* im letzten März berichtete («Störenfried von Grenchen», Nr. 12/19), hatten die Städtischen Werke Grenchen (SWG) den Turnern das Sponsoring gestrichen. Der explizite Grund: Vorstandsmitglied Elias Meier hatte das Geschäftsgebaren der SWG insbesondere wegen eines Windparkprojekts

auf dem Grenchenberg immer wieder scharf kritisiert. SWG-Direktor Per Olof Just erstattete überdies eine Strafanzeige gegen Meier wegen übler Nachrede und unlauteren Wettbewerbs.

Strafaktion wird zum Bumerang

Erfolglos hatte Elias Meier darauf hingewiesen, dass er nicht als Turner gegen den städtischen Monopolbetrieb angetreten war, sondern als engagierter Bürger und Vertreter des windkraftkritischen Vereins Freie Landschaft Schweiz. Er kritisierte vor allem mangelnde Transparenz bei den Städtischen Werken, die ihrem Eigentümer – der Einwohnerschaft von Grenchen – nur spärlichen Einblick in ihre Geschäfte gewährten. Doch die Straf- und Bändigungsaktion gegen den Aufmüpfigen erwies sich als Bumerang für die Städtischen Werke.

Neben den Turnern, die sich hinter ihr langjähriges Gschpänli stellten, solidarisierten sich auch etliche Lokalpolitiker aus allen Parteien mit dem aufmüpfigen Elias Meier. Ein Zahnarzt erklärte sich spontan bereit, als Sponsor in die Bresche zu springen. Und nicht nur das: Die Berichterstattung der *Weltwoche* führte dazu, dass Elias Meier und der Multimillionär Peter Buser miteinander ins Gespräch kamen. Das Eis war schnell gebrochen, als der 23-Jährige und der 82-Jährige feststellten, dass beide ihre Karriere mit einer Ausbildung zum Primarlehrer am gleichen Ort gestartet hatten.

Nach Busers Millionengeschenk und dem Sponsoring des Zahnarztes wären die Grenchner Turner an sich nicht mehr auf die finanzielle Unterstützung der Städtischen Werke angewiesen. Doch das Happy End wäre unvollständig, wenn nicht alles in Minne aufginge. So trafen sich Elias Meier und Per Olof Just kürzlich beim Staatsanwalt. Nachdem dieser erklärt hatte, dass kritische Einwände zur Demokratie gehörten und Elias Meier versicherte, sich künftig etwas gewählter auszudrücken, zog der Direktor der Städtischen Werke seine Strafanzeige zurück. Der Zwist wurde per Handschlag begraben.

Dass ein lokaler Turnverein sein eigenes Leichtathletikstadion besitzt, dürfte schweizweit einzigartig sein. Als die 2,8 Hektaren umfassende Anlage 1943 gebaut wurde, war Grenchen eine wohlhabende Stadt. Mit der Uhrenkrise verschwanden die wohlthätigen Patrons. Heimweh-Solothurner Buser hat den alten Glanz nun wieder etwas aufpoliert. ○



Essay

Die Schwächeren werden stärker

Wer heute Bargeld verwendet, greift in Zukunft vielleicht zur Kryptowährung Libra. Das von Facebook auf den Weg gebrachte elektronische Zahlungssystem kann die Finanzbranche umpflügen und die Welt freier machen. *Von Martin Janssen*

Im täglichen Leben, wenn Geld gegen Ware getauscht wird, ist man sich der Vorteile von Noten und Münzen kaum mehr bewusst: Diese Abwicklungen sind kostengünstig und anonym. Auch der kleinste Tausch wird nicht verhindert, und niemand, keine Kreditkartenfirma, keine Bank und vor allem nicht der Staat, kann herausfinden, wofür ich mein Geld ausbe. Die Transaktionen beruhen implizit auf der Annahme, dass der Geldwert auch morgen noch der gleiche sein wird wie heute. Diese Wertstabilität wird durch einen Garantiegeber, im Fall des Schweizer Frankens durch die Schweizer Wirtschaft, sichergestellt. Sie muss letztlich für die sich im Umlauf befindlichen Franken in Form von Gütern gerade stehen. Das könnte beispielsweise dann echt bedeutsam werden, wenn die ausländischen Aktien und Obligationen, welche die Schweizerische Nationalbank zur Herausgabe neuen Geldes erworben hat, bei einem Crash oder Zinsanstieg massiv an Wert verlieren.

Finden die Elemente der Transaktion räumlich und/oder zeitlich getrennt statt, ist eine physische Übergabe von Zentralbankgeld nicht möglich. Dann braucht es kontoführende (Korrespondenz-)Banken für beide Marktseiten, die im internationalen Zahlungsverkehr oft teuer sind. Und für mehr als 1,5 Milliarden Erwachsene weltweit, die kein Bankkonto haben, braucht es *money transfer agents*, die das Geld physisch aushändigen. Auch solche Firmen, die oft über 10 Prozent Gebühren verlangen, basieren auf kontoführenden Banken und Korrespondenzbanken. Für etliche Milliarden Menschen, die sich oft schlecht wehren können, sind diese Gebühren ein grosses Ärgernis.

Alternativ kann man sich vorstellen, dass ein kryptografisch gesichertes, dezentrales, anonymes und breitabgestütztes elektronisches Zahlungsmittel, das unabhängig von Zentralbanken ist und auf das alle Teilnehmer zugreifen können, im Zahlungsverkehr vergleichbare Funktionen übernehmen kann. Die Kryptowährung Bitcoin, die auf der Blockchain basiert, kommt dieser Vorstellung heute am nächsten. Bitcoin ist technisch zuverlässig, anonym und kostengünstig. Einen Garantiegeber gibt es nicht. Der Bitcoin unterliegt indes grossen Wertschwankungen und ist nicht wirklich skalierbar. Ein

breiter Einsatz als Zahlungs- oder Wertaufbewahrungsmittel ist im Rahmen der heutigen Organisation nicht zu erwarten.

Machtverschiebung nach Westen

Vor einigen Tagen hat Facebook mitgeteilt, zusammen mit Zahlungsverkehrsfirmen (Mastercard, Visa, Paypal u. a.), Marktplätzen (Ebay, Uber u. a.), Telekommunikationsfirmen (Vodafone u. a.), Blockchain-Firmen, Venture-Capital-Firmen sowie gemeinnützigen und akademischen Institutionen die gemeinnützige Libra Association mit Sitz in Genf gründen zu wollen. Das Ziel des Vereins ist es, ein sogenanntes Ökosystem mit einer neuen, dezentralen, *Open-Source-Blockchain* und einer *smart contract platform* zu lancieren, um unter dem Namen Libra eine Kryptowährung mit kleinen Preisschwankungen herauszugeben (vgl. <https://libra.org/en-US/white-paper>). Genf wurde wegen der Neutralität der Schweiz und wegen der Unterstützung von Finanzinnovationen, unter anderem der Blockchain-Technologie, gewählt. Ob das Projekt erfolgreich sein wird, in das mehr als hundert Partner mehr als eine Milliarde Franken investieren sollen, ist offen.

Aus Sicht der Personen ohne Bankkonto, vielleicht auch vieler anderer Personen, spricht vieles für den Erfolg dieses Projekts: Libra kann anonym gekauft und anonym für Zahlungen verwendet werden. Die Transaktionskosten sollen so klein sein, dass auch Beträge im Rappenbereich noch abgewickelt werden können. Das Kryptogeld, das mit Whatsapp oder dem Messenger anonym verschickt werden kann, unterliegt nicht der Kontrolle von Facebook und soll gemäss Weissbuch nicht mit den persönlichen Facebook-Daten in Verbindung gebracht werden können. Libra kann bei «Wechselstuben» gegen konvertible Währungen gekauft werden. Der einbezahlte Wert wird in einem Währungskorb in Schweizer Franken, Euro, briti-

schen Pfund, japanischen Yen und US-Dollar in Form von Sichtdepositen und kurzfristigen Staatspapieren angelegt.

Libra ist mit anderen Worten ein Zahlungsmittel, das mit den Sonderziehungsrechten des Internationalen Währungsfonds vergleichbar ist und ebenso stabil sein dürfte. Unabhängig ist Libra aber nicht. Der Wettbewerb im internationalen Zahlungsverkehr wird deutlich schwächer, aber die Preise vor allem der *money transfer agents* würden einbrechen, viele würden das Geschäft aufgeben. Die Governance-Regeln der

Libra Association sind der Bedeutung des Projektes angemessen: Jedes Mitglied hat eine Stimme; Facebook ist nicht dominant, ein Missbrauch der Zahlungsverkehrsinformationen ist ausgeschlossen.

Fragen und Probleme entstehen dort, wo der Nutzen des neuen Zahlungsmittels anfallen soll:

in den Ländern mit schwachen Institutionen und schwachen Banken. Je erfolgreicher Libra wird, desto grösser ist die Wahrscheinlichkeit, dass die lokalen Währungen, vermutlich auch die lokalen Banken, ihre Bedeutung verlieren werden. Und den Regierungen dieser Länder werden die Mittel der Geldpolitik aus der Hand genommen, wenn immer mehr Leute Libra einsetzen werden.

Insgesamt dürfte dieses Projekt zu einer deutlichen Stärkung der individuellen Freiheit und des Wohlstands eines grossen Teils der Weltbevölkerung beitragen. Aber die Verschiebung der wirtschaftlichen und politischen Macht in Richtung Westen und in Richtung grosser und erfolgreicher Unternehmungen ist offensichtlich.

Martin Janssen ist emeritierter Professor für Finanzmarktökonomie an der Universität Zürich sowie Gründer und Eigentümer des Beratungs- und Softwareunternehmens Ecofin. Diese Firma hat zwischen 1997 und 1999 zusammen mit der Credit Suisse in Europa das erste kryptografische Geld herausgegeben, Basis waren die Patente des Kryptologen David Chaum.



Vieles spricht für den Erfolg.

«Den kindlichen Blick bewahren»

Fredy Knie über Glücksmomente, Unternehmertum, Tierschutz und das Lachen im Zirkus.

Von Roger Köppel und Christoph Mörgeli

Wir treffen ihn voll beschäftigt, kurz vor einer Nachmittagsvorstellung, in Basel. Fredy Knie junior, Leiter des Schweizer Nationalzirkus, erteilt letzte Anweisungen. Es ist schlicht unmöglich, ihm seine 72 Jahre anzusehen. «Um Gottes willen, bitte kein «Direktor». Ich bin Herr Knie. Oder noch besser: Ich bin der Fredy.» Er bittet uns in einen geschmackvollen, zweckmässig eingerichteten Sitzungswagen. An den Wänden hängen Porträts aus acht Generationen Knie-Dynastie. Auch er selber bewohnt einen Wagen, ist gegen neun Monate mit seinen 250 Angestellten aus sechzehn Nationen unterwegs. Fredy Knie kann sich schlicht nicht vorstellen, auswärts zu wohnen: «Was, wenn etwas passiert, mit dem Zelt, bei den Artisten oder mit den Tieren?» Er müsse rund um die Uhr erreichbar sein. Nur den Winter verbringe er in seiner Wohnung in Wollerau, die er aber während der Saison nie betrete.

Zusammenarbeit mit dem Tierschutz

Welches ist das Erfolgsrezept des Circus Knie, der seit exakt hundert Jahren Aufführungen im Zelt anbietet und vorher seine Attraktionen über hundert Jahre unter freiem Himmel vorgeführt hat? «Wir wollten uns jederzeit korrekt verhalten, das Publikum ernst nehmen und die Zuschauer nicht enttäuschen.» Ziel müsse es sein, dass Jung und Alt den Alltag vergesse, in eine andere Welt eintauche und zu träumen beginne. Und welches sind Fredy Knies grosse Glücksmomente? Interessanterweise nicht die «Kicks» in der Manege, die selbstverständlich für jeden Künstler auch Belohnung fürs harte Training seien. Den schönsten Teil des Tages erlebt Knie morgens während der Trainingsstunden mit seinen Pferden. Sie sind die ganz grosse Leidenschaft des weltbekannten Pferdeflüsterers. Wie geht Knie mit dem Druck um, immer noch einen draufzusetzen, immer noch riskantere Nummern zu bieten? Selbstverständlich achte er darauf, dass keine Unglücksfälle passierten. Auch die Artisten selber hätten keinerlei Interesse an Verletzungen. In dieser Hinsicht seien aber Autorennen und Fussballspiele viel gefährlicher als Zirkusvorführungen.

Ein umstrittenes Thema ist die Tierhaltung. Er selber arbeitet sehr gut mit dem Schweizer Tierschutz (STS) zusammen und hat mit diesem auch die Aktion «Pferde raus» lanciert. Auch das prachtvolle Knie-Gestüt erhält regelmässig ausgiebigen Auslauf auf den Weiden.



Zusammenhalt der Grossfamilie: Zirkusdirektor Fredy Knie junior.

Wichtig ist für Fredy Knie die Feststellung, dass es nicht der Tierschutz war, der dem Nationalzirkus die Haltung gewisser Tiere untersagt hat. Es handelte sich vielmehr um einen freiwilligen Entscheid, seit 2004 auf Raubtiernummern und seit 2016 auf Elefanten zu verzichten. Die asiatischen Elefanten sind vom Aussterben bedroht, so dass ein Import nicht mehr möglich ist. Auch fehlte es an den Spielorten schlicht am Platz für die notwendigen Gehege – wobei der Circus Knie der erste war, der anstelle der Wagenhaltung Gehege eingeführt hat.

Wohin geht der Trend?

Am meisten stolz ist der Zirkusdirektor auf seine Tierhaltung, den Umgang mit seinen Pferden. Nur weil es schlechte, unverantwortliche Tierhalter gebe, dürfe man nicht alle in den gleichen Topf werfen. Er ärgert sich, dass unlängst im Zürcher Stadtparlament ein gemeinsamer Vorstoss je eines SP-Vertreters und eines Grünen eingereicht worden ist, der Zirkusnummern mit Tieren auf Stadtzürcher Boden künftig verbieten will. Vor allem die Begründung sei haarsträubend unzutreffend; sogar namhafte Parteikollegen der Postulanten hätten ihm gegenüber ihr Befremden ausgedrückt. Wenn nur schon der geringste Anlass bestünde, so ist Knie überzeugt, dass die Tiere nicht rundum gut gehalten würden, hätte der Zirkus bald kein Publikum mehr.

Zirkus, auch traditioneller Zirkus, schliesst den steten Wandel nicht aus. Mit sichtlichem Stolz spricht Fredy Knie von seiner Tochter Géraldine, die jetzt bereits zum dritten Mal für das grossartige Programm verantwortlich zeichnet. Er hat ihr Schritt für Schritt mehr Verantwortung übertragen. Bereits wird mit Hochdruck für die nächste Saison gearbeitet. «Géraldine hat tolle Ideen.» Verraten will Fredy Knie noch nichts, aber das Publikum darf sich auf etwas völlig Neues freuen. Noch nie hat der Circus Knie seine Aufführungen vom Fernsehen aufzeichnen lassen. Der Grund ist einfach: Die Leute müssen wissen, dass sie die jeweiligen Aufführungen nur live erleben können. «Sonst käme mancher bei schlechtem Wetter auf die Idee, zu Hause zu bleiben, um sich die ganze Sache an den Weihnachtstagen bequem zu Hause anzusehen. «Und diesen Verdienstausschlag», lacht Fredy Knie, jetzt ganz Geschäftsmann, «kann uns kein Fernsehen bezahlen.»

Wohin geht heute der Trend im Zirkus? Das Thema Dressur von Wildtieren habe sich weitgehend erledigt. «Das Publikum will sich verzaubern lassen, die poetische Kraft geniessen und viel lachen.» Der Humor – ist Knie überzeugt – habe heute einen viel höheren Stellenwert als früher. Die Erwachsenen bejubeln Comedians wie gegenwärtig Viktor Giacobbo und Mike Müller, die Kinder noch immer vor allem die klassischen Clowns, derzeit zum Beispiel «den schönsten Weissclown» der Welt.

Über die Behandlung von David Laribe, dem italienischen Meisterclown, ist Knie noch immer empört. Er wurde dafür verurteilt, Zungenküsse mit einer Minderjährigen getauscht zu haben. «Gewiss eine Dummheit, doch die junge Frau mit ihrer Mutter ist unseren Artisten regelrecht aufgelauert.» Nun ist die Karriere des grossen Clowns weitgehend zerstört, er



Stolz auf die Tierhaltung: Knie mit Pferden.

könne gerade noch in Russland auftreten. Auch den Prozess, in den der Komiker Massimo Rocchi seit längerem wegen einer angeblich antisemitischen Äusserung verwickelt ist, kann Knie nicht nachvollziehen.

Der Zusammenhalt der Grossfamilie ist eng. Zwar haben sich die Erziehungsprinzipien gewandelt, aber der heutige Chef des Familienunternehmens hat seinen Kindern dieselbe Botschaft eingepflegt, die er von seinem Vater Fredy Knie senior erhalten hat: «Ich bin euch nicht böse, wenn ihr nicht im Zirkus bleiben wollt. Aber wenn ihr bleibt, heisst das voller Einsatz und harte Arbeit. Es wird euch nichts geschenkt.» Fredy Knie freut sich über seine Enkel, die diese Lehre voll verinnerlicht haben und sich enorm engagieren.

Kein Geld vom Steuerzahler

Der Circus Knie ist in der Schweiz eine extrem beliebte «Marke». Wie schaffte er es, dass die Willkommenskultur über so viele Jahrzehnte erhalten blieb? Wo doch die Kollegen vom Circus Nock die Einstellung ihres Betriebs nicht zuletzt damit begründet haben, dass sie sich immer weniger willkommen fühlten. Er könne, meint Knie, die Gründe nicht beurteilen. Sicher sei das Korsett von Auflagen und Vorschriften immer enger geworden, genau wie manchenorts die Platzverhältnisse. Ganz

wichtig sei der gute Kontakt zu den Behörden an den Spielorten. Man besuche sich gegenseitig, kennt sich und kann im direkten Gespräch manches klären. «Den besten Kontakt», lacht Fredy Knie, «haben wir zum Heimatkanton St. Gallen, wo wir auch die Steuern bezahlen.» Das Schweizer Bürgerrecht erhielt die Familie im Jahr 1900 vom Bauerndorf Gerlikon bei Frauenfeld. «Es gehört zu meinen Jugenderinnerungen», erzählt Fredy Knie, «dass mich meine Grossmutter regelmässig in die einzige Wirtschaft dieser winzigen Ortschaft mitschleppte, wo ich eine Ovomaltine trank.»

Selbstverständlich ist Fredy Knie wie seine Vorfahren auch Unternehmer und als solcher verantwortlich für ein beträchtliches KMU. Der Nationalzirkus ist stolz, ohne öffentliche Subventionen auszukommen und die Schweizer Steuerzahler nicht zu belasten. Ein sparsamer Umgang mit den vorhandenen Mitteln bildet die Voraussetzung dafür, dass die Firma auch schlechtere Zeiten überstehen kann. Es muss aber jederzeit so gespart werden, dass das Publikum nichts davon merkt. Selbstverständlich sind Top-Artisten nicht billig, sondern eine Visitenkarte, die man sich etwas kosten lässt. Nicht immer konnten sich alle von ihnen gleich frei bewegen; die früheren Artisten aus dem Ostblock oder jene aus Nordkorea, die 2016 das Publikum begeisterten, hatten einen ständigen staatlichen Aufpasser im Genick. Diskussionen über Politik und Religion sind im Sinne eines friedlichen Zusammenlebens der Tournee-Teilnehmer aus ganz unterschiedlichen Kulturen tabu, sowohl gegen innen wie auch gegen aussen, wo es gilt, Neutralität zu wahren und das Publikum nicht zu verärgern.

Dynamik der Begegnung

Ehedem schlug der Circus Knie in einer Saison sein Zelt an nicht weniger als sechzig Orten auf. So gastierte er beispielsweise sowohl in Olten wie im neun Kilometer entfernten Zofingen. Heute sind es noch immer 33 Spielorte – und überall vor praktisch ausverkauften Rängen. Besucht der Knie auch einmal das Engadin, nachdem der Circus Nock seinen Betrieb einstellen musste? Das sei leider unmöglich, denn der Nationalzirkus verschiebt zu wesentlichen Teilen auf Bahnwagen, und die entsprechende Spurbreite ist in den östlichsten Landesteilen nicht vorhanden.

Wie sieht der Circus Knie im Jahr 2050 aus? Fredy Knie ist überzeugt, dass sich die Menschen auch dann noch unterhalten und in eine Traum- und Wunderwelt entführen lassen wollen. Den direkten Kontakt mit dem Publikum, die Spontanität und die Dynamik der Begegnung könne kein Fernsehen und kein Internet ersetzen. Neben anspielt die Karussellorgel die Melodie vom «Landidörfli». Der Schlager stammt von 1939. Er funktioniert noch immer. ○

Verrückte Tage am Rio Grande

Präsident Trump hat eine Mauer versprochen. Doch durch den Rio Grande waten Migranten unbehelligt und in Rekordzahl. Die neuste Welle kommt aus Afrika. Recherchen der *Weltwoche* führen durch den Süden von Texas und gipfeln in einem Auftritt bei Fox News. Von Urs Gehrig

«Wenn du ganz still bist, hörst du ihre Stimmen im Busch dort drüben.» Othal Brand zeigt über den Rio Grande in das Dickicht von Bäumen. «Wir können sie nicht sehen, aber sie schauen uns genau zu.» Jenseits des türkisgrünen Stromes, keine hundert Meter entfernt, ist Mexiko. Dort lägen Schmuggler der mexikanischen Kartelle auf der Lauer, bereit zum Sprung. Doch bei Othal Brand gibt es kein Durchkommen.

Brand, ein Hüne von einem Mann, ist zuständig für diesen Flussabschnitt, an dem er mit einer Pumpstation Wasser für die Stadt McAllen bereitstellt. Er hat die Böschung des Ufers gerodet und mit grossen Steinquadern aufgeschüttet, eine Rampe für zwei Schnellboote angelegt, Überwachungskameras montiert und ein Rondell geteert, gross genug für einen Hubschrauber. Ein paar hundert Meter dahinter hat er einen eisernen Zaun errichtet, drei Meter hoch und dick wie die Panzertür eines Banksafes.

«Das ist der sicherste Grenzabschnitt am Rio Grande», sagt Brand. Er sagt es ohne Stolz, denn er weiss, dass sein Schutzwall keinen einzigen Schmuggler vom Geschäft abhält. Brands Uferabschnitt misst bloss eine knappe Meile. Links und rechts ist die Grenze offen wie ein Scheunentor.

Wir sind in McAllen, am südlichsten Zipfel von Texas, dem Hauptportal für Migranten aus dem Süden. Über diesen Punkt führt die kürzeste Route von Zentralamerika in die USA.

Höchststand seit zwölf Jahren

Entlang der gesamten Südgrenze der USA werden derzeit Rekordzahlen gemessen. Hier in McAllen sind die Zahlen am höchsten. «Politiker in Washington streiten sich darüber, ob Migranten in «Karawanen» ins Land strömen. Hier sehen wir uns jeden Tag mit einer Karawane konfrontiert», sagt mir der stellvertretende Chef der örtlichen Border Patrol. 1600 setzen über den Rio Grande, Tag für Tag, 10 000 pro Woche. Dieses Jahr erwarte man in diesem Grenzabschnitt allein eine halbe Million Migranten.

277 Flussmeilen misst die Grenze zwischen Texas und Mexiko. An den meisten Orten ist sie komplett ungesichert. Migranten werden von Schmugglern mit Jetskis oder Booten übergesetzt, andere waten einfach durch seichte Stellen im Fluss. Die Kleider noch tropfnass, «kommen sie auf uns zu, oft mit einem Lächeln im Gesicht». Die Border Patrol

registriert, gepflegt, verarztet und stellt ihnen eine Dusche zur Verfügung. Nach maximal 72 Stunden werden sie aus den völlig überfüllten Auffanglagern entlassen. Doch geht es nicht zurück in Richtung Mexiko, sondern an eine Greyhound-Busstation oder auf einen Flugplatz, von wo sie ins Land ausschwärmen.

Als Donald Trump zum 45. US-Präsident gewählt wurde, sank die Anzahl der illegalen Migranten rapide. Doch bald stieg sie wieder an und ist heute auf dem Höchststand seit zwölf Jahren. Ausgerechnet bei Trump, der während des ganzen Wahlkampfs mit dem Slogan «Build the Wall» die Trommel rührte? «Weil seinen Worten keine Taten folgten», heisst es hier an der Grenze. Doch die Grenzwächter und meisten Menschen im Süden ge-



Die kürzeste Route von Zentralamerika in die USA führt über McAllen.

ben nicht Trump die Schuld, sondern der Obstruktionspolitik der Demokraten, die jeden Dollar für die Grenzsicherung verweigern. Das Briefing im Hauptquartier der Border Patrol in McAllen, zu dem die Grenzwächter ausnahmsweise einem ausländischen Journalisten Zutritt gewähren, offenbart Frust, Hilflosigkeit und Resignation. Ihre Auffangzentren sind völlig überlastet. Die mexikanischen Kartelle spielen mit den US-Behörden Katz und Maus. So fluten sie einen Grenzort mit Migranten, um die Grenzwächter an diese Stelle zu locken, worauf sie in einiger Distanz unbehelligt Drogen übersetzen.

Das Verrückte: «Wir sind Teil des Schmuggelprozesses, wir bringen die Migranten von einem Punkt zum nächsten» – von der Grenze ins eigene Land.

Lange stellten Mexikaner das Gros der Einwanderer. Kürzlich wurden sie erstmals von ihren Nachbarn aus Zentralamerika überholt. Die neuste Welle stammt jedoch nicht aus Amerika. Am 4. Juni überschritt eine Gruppe von rund 300 Zentralafrikanern in der Stadt Eagle Pass und bei Del Rio den Rio Grande. Sie wurden in die nächstgelegene Stadt San Antonio gebracht.

Als ich ein paar Tage später in San Antonio eintraf, fand ich die Kongolesen vor einem provisorischen Auffangzentrum hinter der Travis Park Church in der Stadtmitte direkt neben der Greyhound-Busstation vor. Es waren rund drei Dutzend Männer, Frauen mit Kindern, die auf dem Trottoir im Schatten sassen. Sie waren frustriert. Weder der englischen noch der spanischen Sprache mächtig, klagten sie auf Französisch ihr Leid. Seit drei Tagen seien sie schon hier, der Grossteil von ihnen sei weitergereist. Sie hätten kein Geld, man möge ihnen endlich helfen, damit auch sie irgendwo in den USA ein neues Leben beginnen könnten.

US-amerikanische Journalisten schienen sich bisher kaum mit den Migranten unterhalten zu haben, wahrscheinlich weil ihnen in der Regel die Französischkenntnisse fehlen. Ich fragte die Kongolesen nach Motiv, Herkunft und Reiseroute sowie Reisedauer und Kosten. Wegen unhaltbarer Zustände in ihrer Heimat seien sie aus der Demokratischen Republik Kongo nach Ecuador geflogen, von dort hätten sie sich zu Fuss nach Norden durchgeschlagen. «Durch Wälder» seien sie marschiert, so berichtet eine Frau. Eine andere erzählt von «voleurs», die ihnen alles abgenommen hätten. Drei Monate seien sie schon unterwegs.

Das klingt nach einer abenteuerlichen Reise. Wer ihnen unterwegs geholfen habe, ohne Sprach- und Ortskenntnis den Weg zu finden, und was das Ganze gekostet habe – darüber geben sie nur ausweichend Auskunft. «In meinem Kopf bin ich durcheinander», sagt ein rund zwanzigjähriger Mann. An Geldbeträge könne er sich jetzt gerade nicht erinnern. Und an die Route? Auch da bleiben sie alle vage. Ich solle doch auf die Karte schauen, dann würde ich ja sehen, wo sie durchmarschiert seien.

Zwischen Ecuador und den USA liegen sieben Länder: Kolumbien, Panama, Costa Rica, Nicaragua, Honduras, Guatemala und Mexiko. Das sind 3600 Kilometer Luftlinie. Auf dem Landweg bestimmt das Dreifache: 10 000 Kilometer!



Frust, Hilflosigkeit, Resignation: durch den Rio Grande nach Amerika.

Für ihre Verhältnisse müssen die Migranten über riesige Geldbeträge verfügen. Allein für die erste Etappe, den Flug nach Quito, Ecuador, ist eine grosse Summe hinzublättern.

Und die letzte Etappe von Guatemala durch Mexiko nach den USA kostet gemäss Aussagen des US-Grenzschutzes mindestens 4000 Dollar pro Person – zu Fuss. Wer ein Gefährt benutzen möchte, dem knöpfen die Schmuggler deutlich mehr ab.

«Wir sind nun in den USA, hilf uns»

Die Demokratische Republik Kongo, ehemals Zaire, zählt zu den ärmsten Ländern der Welt. Das Durchschnittseinkommen beträgt gemäss Weltbank 290 Dollar pro Jahr. Unmöglich, dass eine Person aus eigener Kraft diese Beträge aufbringen kann, geschweige denn diejenigen für eine mehrköpfige Familie.

«Wer hat euch geholfen?», frage ich nach. «Wer zeigte euch den Weg? Wer hat bezahlt?» Abermals mit meinen Fragen konfrontiert, reagieren sie aggressiv. «Wir haben alles erzählt. Warum fragst du? Wie wir hierhergekommen sind, ist nicht wichtig. Wir sind nun in den USA, hilf uns, damit wir an unser Ziel kommen. Bezahle uns ein Ticket!»

Als sie begriffen, dass bei mir kein Geld zu holen war, wandten sie sich brüsk ab. Auch be-

gannen sie, sich zu widersprechen. Der Partner der Frau, die von einem Marsch durch den Dschungel gesprochen hatte, verneinte vehement, durch den Wald marschiert zu sein, worauf ihn die Frau in lokalem Dialekt anfauchte.

Und warum eigentlich flogen sie nach Ecuador, eine halbe Ewigkeit von der US-Grenze entfernt? Seit 2008 hat Ecuador für Migranten aus aller Welt eine Magnetwirkung. Damals verabschiedete das Land eine neue Verfassung, mit der die Visumpflicht für die allermeisten Länder abgeschafft wurde. Über Nacht wurde Ecuador von einem Fleck auf der Karte zum Sprungbrett in die USA.

Kaum sei man in der Hauptstadt Quito gelandet, biete einem ein perfekt geknüpftes Netzwerk von internationalen Schmugglern – *coyotes* – seine Dienste an, berichten lokale Hilfswerke im Internet. Bis zu 33 Grenzübergänge nach Kolumbien würden benutzt, sie könnten einfach zu Fuss bewältigt werden.

An der Grenze zwischen Kolumbien und Panama beginnt jedoch eine Etappe, die als grosse Tortur gilt. Es handelt sich um eine rund 150 Kilometer lange Strecke, den sogenannten Darién Gap (Isthmus von Darién). Die Landenge wird als ein hürdenreicher Weg mit Bergen, Dschungel und Sümpfen beschrieben, in denen es von Drogenschmugglern, Dieben und Bandi-

ten wimmle. Der Marsch durch den Darién Gap sei «Selbstmord», erklärte Giovanna Tipán Barrera, Direktorin des ecuadorianischen Human Mobility Department, dem Online-Portal «Journalists for Transparency». Auch danach sei die Route kein Spaziergang. Auf dem Weg lauerten Kriminelle, Banden und Erpresser. Für die gesamte Reise von Ecuador in die USA müsse mit Kosten von 10 000 bis 20 000 US-Dollar gerechnet werden, so Barrera.

Die Frage drängt sich immer mehr auf: Wer hilft den Migranten, diese Summen zu bezahlen? «Les églises», sagen einige, «die Kirchen». Aber haben diese so viel Geld? Und findet sich immer wieder eine spendable Kirche?

Die Afrikaner in San Antonio sehen gut genährt aus. Strapazen sind ihnen nicht anzusehen. Alle haben sie ein Handy, mit dem sie dauernd kommunizieren. Haben sie tatsächlich die weite, strapaziöse und exorbitant teure Reise gemacht? Oder sind sie vielleicht mit dem Flugzeug ins weiter nördlich liegende Guatemala geflogen?

Tatsache ist, die Kongolesen in San Antonio sind bloss die Vorhut einer viel grösseren Welle. Mexikanische Behörden sprechen von einer sprunghaften Zunahme in den ersten vier Monaten dieses Jahres. 2000 Afrikaner würden derzeit festgehalten, berichtet das US-ameri-

kanische National Public Radio aus Mexico City. In der südlichen Grenzstadt Tapachula hätten vor Tagen Hunderte die Grenze von Guatemala nach Mexiko passiert. Gemäss einem neuen Abkommen mit den USA müssten die Mexikaner ab sofort sämtlichen Migranten aus dem Süden einen Riegel vorschieben. Noch ist davon nichts zu merken.

In San Antonio bereitet man sich derweil auf einen neuen Ansturm vor. Direkt an der Grenze zu den USA sollen 500 Afrikaner in einem Camp auf den Sprung über den Rio Grande warten. Die lokale Kirche versuchte zu helfen, wo sie konnte, und bezahlte den ersten Afrikanern ein Ticket für die Weiterreise. Nun sei das Budget von 130 000 Dollar aufgebraucht. Die verbleibenden Kongolesen sagten, sie seien völlig abgebrannt.

Das stimme in vielen Fällen nicht, sagte mir ein Mitarbeiter des örtlichen Hilfswerks Interfaith Welcome Coalition. Tags zuvor habe er zwei Afrikaner dabei ertappt, wie sie direkt vor der Notunterkunft ein Bündel Hundert-Dollar-Scheine zählten.

Nach ersten Meldungen über die «neuen Afrikaner» war das Interesse in den USA innert Tagen sprunghaft angewachsen. Auf meine Recherchen aufmerksam geworden, lud mich Laura Ingraham von Fox News in ihre Sendung ein,

Besondere Aufmerksamkeit galt einem Handzettel, den ich aus San Antonio mitgebracht hatte.

um über meine Erfahrungen aus erster Hand zu berichten. Ingraham ist die Fernsehmoderatorin mit landesweit höchsten Einschaltquoten. Zu Spitzenzeiten schauen fünf Millionen Menschen «The Ingraham Angle». «We bring you stories that no one else is covering», kündigte sie mich bei der Anmoderation an.

Die Sendung generierte grosse Beachtung. Der Video-Ausschnitt über die Kongolesen wurde auf Youtube 275 000-mal aufgerufen. Was besonders für Aufmerksamkeit sorgte, war ein Handzettel, den ich aus San Antonio mitgebracht hatte. «Renseignements importants» – «Wichtige Informationen» – steht darauf. Er stammt von Raices, «dem grössten Rechtsdienstleister für Immigranten in Texas», wie sich die NGO auf ihrer Website anpreist.

Auf dem Info-Blatt werden Migranten auf Französisch über ihre Rechte und Pflichten informiert. Gemäss US-Gesetz muss sich jeder illegal Eingewanderte bei der Polizei- und Zollbehörde United States Immigration and Customs Enforcement (ICE) melden. Doch Raices lässt an den Behörden kein gutes Haar. «Die ICE-Agenten sind Teil der Regierung. Sie sind keine Freunde», warnt der Dienstleister. Weiter werden die Migranten mit Nachdruck aufgefordert: «Tauscht mit keinem Agenten irgendwelche delikatsten Informationen aus.»



«Wir können sie nicht sehen»: US-Grenzwächter.



Migranten an der Grenze Guatemala/Mexiko.



Illegale Zuwanderer auf der Grenzwahe in McAllen.



Kongolesische Einwanderer in San Antonio.

Das Dokument legt in wenigen Worten die tiefe Kluft im Land offen. Unter Obama hatte die ICE deutlich mehr Illegale ausgeschafft als heute. Zwischen 2009 und 2012 waren es jährlich rund 400 000 Personen. Nun, da Trump Ähnliches tun will, legen sich Linke und Demokraten quer.

NGOs, deren Spenden steuerbefreit sind, mobilisieren gegen eine Behörde, die nichts anderes zu tun versucht, als ihre Pflicht zu erfüllen. Mit anderen Worten: Professionelle amerikanische Juristen rufen illegale Migranten zum offenen Widerstand gegen den amerikanischen

Staat auf – ausgerechnet jenen Staat, den Migranten seiner Rechtsstaatlichkeit wegen als «Hort der Freiheit» aufgesucht haben.

Inzwischen hat sich auch der Präsident in die Debatte eingeschaltet: «Nächste Woche wird die ICE damit beginnen, Millionen von illegalen Fremden, die verbotenerweise ihren Weg in die USA gefunden haben, nach Eintreffen umgehend wieder auszuschaffen», kündigte Trump per Twitter an. Der Start der Rückführungen wurde inzwischen wieder verschoben.

Zwei weitere Aspekte der neuen Afrika-Migration sorgen in der amerikanischen Bevölkerung für Unruhe. Im Osten der Demokratischen Republik Kongo tobt seit Jahren ein grausiger Krieg. Milizionäre ziehen plündernd, vergewaltigend, mordend durch Dörfer. Wer stellt sicher, dass sich unter den Migranten nicht Kriegsverbrecher verstecken?

Zweitens ist im Kongo letztes Jahr eine Ebola-Epidemie ausgebrochen. Über 1500 Menschen sind gemäss der Weltgesundheitsorganisation (WHO) bereits umgekommen. In den USA beschwichtigt der Zoll- und Grenzschutz: «Es konnte bisher kein Fall von Ebola an der Südostgrenze festgestellt werden.»

Kranke Grenzwächter

Doch reicht das aus für eine Entwarnung? Der Ausbruch von Ebola im Kongo ist der zweitgrösste der Geschichte überhaupt, und die Krankheit weitet sich inzwischen nach Uganda aus. Bei anhaltendem Migrationsdruck kann nicht ausgeschlossen werden, dass das Virus auf den amerikanischen Kontinent gelangt und sich dort ausbreitet.

Bis heute hätten Migranten viele Krankheiten in die USA eingeschleppt, erklärt man mir seitens der Border Patrol in McAllen. Grippe, Krätze, Windpocken, Läuse, Mumps und Masern: Sie würden sich in überfüllten Auffanglagern wie ein Lauffeuer verbreiten. Inzwischen macht die Gesundheit auch den Grenzwächtern selbst zu schaffen. Viele Angestellte bleiben krankheits halber dem Dienst fern.

Am meisten zu schaffen macht Grenzwächtern indessen «fatigue» – Ermüdung und Erschöpfung im Amt. «Der Frust, als Unmensch angeprangert zu werden, und dabei machtlos zuzuschauen, wie Hunderttausende unbehelligt ins Land strömen, mache depressiv, heisst es auf der Grenzwahe.

«Was wir brauchen, sind striktere Migrationsgesetze.» Der Kongress in Washington könnte sie ohne Problem bei einer Tasse Kaffee beschliessen, so einfach sei das. Aber am südlichen Einfallstor der USA sinkt die Hoffnung, dass beide Parteien eine Lösung finden werden, gegen null. Der Hass der Demokraten auf Trump sei grösser als ihre Fürsorge gegenüber dem eigenen Volk.

Urs Gehrigers Auftritt bei Fox-News auf www.weltwoche.ch

Mehr Zeit für eine eigene

Meinung.



Der Sonntag beginnt schon am Samstag.

Samstags im Briefkasten. Samstag & Sonntag am Kiosk. Sonntags digitales Update.
Abo unter schweizamwochenende.ch oder Tel. 058 200 55 05.

«Kolumbien ist es stets gelungen, an Widerwärtigkeiten zu wachsen»

Letzte Woche weilte der kolumbianische Staatspräsident Iván Duque Márquez in Bern. In einem exklusiven Interview mit der *Weltwoche* erklärt er seine Haltung zum Freihandel, zu den Guerillas, zur Flüchtlingspolitik und zum Rohstoffhandel. *Von Alex Baur*

Herr Präsident, Sie haben sich soeben mit Bundespräsident Ueli Maurer getroffen: Was gibt es zwischen der Schweiz und Kolumbien zu besprechen?

In erster Linie ging es um die Handelsbeziehungen. Seit 2011 gibt es zwischen Kolumbien und der Schweiz ein Freihandelsabkommen, das sich sehr positiv für beide Länder ausgewirkt hat. Die Schweiz ist ein wichtiger Investor in Kolumbien, wir wollen das fördern. Ein Thema war auch der Tourismus. Unser Ziel ist eine direkte Flugverbindung zwischen Zürich und Bogotá. Und dann haben wir natürlich auch über das Friedensabkommen mit der Farc-Guerilla gesprochen.

Das Abkommen wurde 2016 in der Schweiz deponiert. Welche Rolle spielt die Schweiz ansonsten in diesem Prozess?

Der Kern dieses Abkommens ist die Reintegration Tausender Ex-Guerilleros in die Gesellschaft. Hier leistet die Schweiz über die Entwicklungszusammenarbeit einen sehr wertvollen Beitrag. Das Thema hat für mich Priorität. In den zehn Monaten seit ich im Amt bin, haben wir 25 Projekte auf die Beine gestellt. Es geht darum, diesen meist jungen Menschen Arbeit und ein Auskommen zu verschaffen.

Gemäss dem kolumbianischen Heer haben 7000 Farc-Kämpfer die Waffen niedergelegt. Doch 1200 sind weiter aktiv. Nach wie vor wütet auch die Narco-Guerilla Ejército de Liberación Nacional (ELN).

Der Terrorismus wurde nicht besiegt, aber er wurde stark reduziert. Die ELN hat mit ihren Attentaten gegen die Erdölinfrastruktur grössere Umweltverschmutzungen verursacht, als dies bei der Katastrophe mit dem Supertanker «Exxon Valdez» der Fall war. Ganz zu schweigen vom menschlichen Leid, das sie angerichtet haben und weiter anrichten. All diese Verbrechen dürfen nicht ungesühnt bleiben. Wir haben noch einen langen Weg vor uns.

Die Capos der Farc wurden mit dem Friedensvertrag ins politische Leben integriert, indem man ihnen zehn Sitze im Parlament garantierte. Bei den letzten Wahlen erreichten die Ex-Guerilleros gerade mal 0,3 Prozent der Stimmen. Wie erklären Sie Zehntausenden



«Unser Ziel ist eine direkte Flugverbindung zwischen Zürich und Bogotá»: Präsident Duque Márquez.

von Terror-Opfern, dass diese Massenmörder nun im Parlament sitzen statt im Gefängnis?

Ich war mit dieser Regelung nie einverstanden, aber sie ist nun mal Teil des Friedensabkommens. Es ist eine Form der Sekundär-Viktimisierung der Opfer. Die Justiz sollte wenigstens jene verfolgen, die Kriegsverbrechen begangen haben. Ich hoffe auch, dass Farc-Leader wie Jesús Santrich, die nach Abschluss des Friedensabkommens weiter in Drogengeschäfte involviert waren, an die USA ausgeliefert oder in Kolumbien ihre Strafe absitzen werden. Aber das ist, wie gesagt, Sache der Justiz.

Wie gross sind die Erfolgchancen des Friedensabkommens noch?

Wir müssen unterscheiden. Wichtig ist die Reintegration der einfachen Farc-

Kämpfer, die oft unter Zwang rekrutiert wurden. In diesem Bereich bin ich sehr zuversichtlich.

Kolumbien hat Jahrzehnte fürchterlicher Gewalt hinter sich. Trotzdem ist es nach Chile sowohl ökonomisch wie politisch das stabilste Land von Südamerika mit einer langen demokratischen Tradition. Wie erklären Sie sich dieses Paradox?

Wir haben funktionierende Institutionen, wir pflegen den Rechtsstaat, in Kolumbien hat das freie Unternehmertum stets ein hohes Ansehen genossen. All diese Werte waren zwar immer wieder bedroht durch die erwähnte Gewalt, die auch ein Teil unserer Geschichte ist – aber diese Bedrohung hat stets Gegenkräfte mobilisiert. Wir sind ein Land der Resilienz, es ist uns stets

gelingen, an den Widerwärtigkeiten zu wachsen und diese in neue Chancen zu verkehren.

Kolumbien hat in den letzten fünf Jahren 1,3 Millionen Elendsflüchtlinge aus dem sozialistischen Venezuela aufgenommen. Wie lange kann das noch weitergehen? Wann ist das Boot voll?

Wir dürfen den Schwestern und Brüdern aus Venezuela die Tür nicht verschliessen. Sie fliehen vor dem Hunger, es fehlt an Medikamenten. Aber selbstverständlich ist das nicht nur eine Aufgabe von Kolumbien. Wir sind auf die Unterstützung aller Länder der ganzen Region und der internationalen Gemeinschaft angewiesen. Es ist allerdings auch klar, dass die meisten dieser Flüchtlinge wieder in ihre Heimat zurückkehren müssen, sobald dies möglich ist. Das Positive daran ist: Die Verbindungen zwischen Venezuela und Kolumbien werden dadurch noch enger werden.

Gibt es einen Punkt, an dem eine militärische Intervention – vielleicht nicht von Kolumbien allein, sondern internationaler Truppen – unvermeidlich wird?

Ich mag nicht von einer militärischen Intervention sprechen. Wir sehen aber, dass es eine zunehmende Spaltung beim venezolanischen Militär gibt. Es gibt eine schweigende Mehrheit, die weiss, dass es so nicht weitergehen kann. Venezuela wird selber zur Demokratie zurückfinden, wir vertrauen auf den Präsidenten Juan Guaidó und seine Leute.

Was halten Sie von der Migrationspolitik der USA?

Es steht mir nicht an, die Migrationspolitik anderer Länder zu beurteilen. Wir tragen die Verantwortung für unsere eigene Politik. Ich habe eine gute und freundliche Beziehung zu Präsident Trump, wir haben uns bislang zweimal getroffen. Historisch sind die USA unsere Alliierten, wir pflegen die Zusammenarbeit, teilen die demokratischen und freiheitlichen Werte.

Wie sieht es mit Ihrem Nachbarn Brasilien aus, wie stehen Sie zu Ihrem Amtskollegen Jair Bolsonaro?

Ich hatte gute Gespräche mit Präsident Bolsonaro, die beiden Länder verbinden gemeinsame Grundwerte. Bolsonaro ist eine wichtige Stimme gegen die Maduro-Diktatur und für den freien Markt.

Eine permanente Bedrohung für Kolumbien ist schliesslich auch noch der Drogenhandel. Seit man mit der chemischen Vernichtung der Kokafelder aufgehört hat – das war ein Teil des Friedensvertrags –, ist der Anbau wieder sprunghaft angestiegen. Was ist Ihre Antwort darauf?

Es stimmt, der Kokaanbau hat sich verdreifacht, allerdings zwischen 2015 und

2018, also bevor meine Regierung an die Macht kam. Wir stärken die Institutionen, wir bekämpfen den Kokaanbau, indem Soldaten in den letzten zehn Monaten illegale Plantagen in der Grösse von 132 000 Fussballfeldern mechanisch vernichtet haben, von Hand, Pflanze um Pflanze. Auf jede Tonne Kokain, die an der US-Grenze abgefangen wird, beschlagnahmen wir 18 Tonnen. Kolumbien unternimmt alles, um den Kokainhandel zu bekämpfen.

Sie haben in einem Buch die «Orange Economy» als Alternative postuliert. Können Sie uns in wenigen Sätzen erklären, was wir uns darunter vorstellen müssen?

Wir könnten auch von einer «kreativen Ökonomie» reden. Wir müssen Konditionen schaffen, unter denen sich die Kreativität

«Der Kern dieses Abkommens ist die Reintegration Tausender Ex-Guerilleros in die Gesellschaft.»

und die vorhandenen Talente besser entfalten können. Auch auf der Ebene von Kunst, Gastronomie, Videoproduktionen, digitalen Medien oder Architektur hat Kolumbien einiges zu bieten. Diese Branchen steuern schon heute etwa doppelt so viel zum Bruttosozialprodukt bei wie der Anbau von Kaffee. Wir sollten diesem Bereich mehr Gewicht beimessen.

Zurzeit exportiert Kolumbien aber immer noch hauptsächlich Rohstoffe in die Schweiz, namentlich Gold. Linke NGOs führen seit Jahren eine Dauerkampagne gegen in der Schweiz beheimatete Multis wie Glencore wegen angeblicher Menschenrechtsverletzungen und Umweltverschmutzung. Neu sollen die Multis sogar in der Schweiz verklagt werden können für den Frevel, den sie in Ländern wie Kolumbien angeblich begehen. Was sagen Sie dazu?

Die Welt braucht einen sozial verantwortungsvollen und umweltverträglichen Bergbau. Viele verteufeln den Bergbau heute, obwohl sie wissen, dass es ohne Rohstoffe keine Zivilisation gibt – keine Infrastruktur, keine Industrie, keine Energie. Selbstverständlich müssen die sozialen und umwelttechnischen Standards respektiert werden. Die grossen Bergbauunternehmen sind sehr innovationsfreudig, sie wenden diese Standards in der Regel an. Unser grosses Problem ist ein anderes: der illegale Bergbau, das riesige Heer unkontrollierter Schürfer. Sie vergiften unsere Flüsse und unsere Fauna mit Quecksilber, hinter ihnen stehen gewalttätige kriminelle Organisationen. Gegen die illegalen Schürfungen müssen wir vorgehen, nicht gegen die legalen. ○



Inside Washington

«Gruss an Amerika»

Zum Nationalfeiertag verspricht Trump Pomp im französischen Stil.

Wir Amerikaner lieben es, über Franzosen zu spotten. Gerne erinnern wir die Champagner schlürfenden Schnecken-schlucker daran, dass wir – mit amerikanischem Heldenmut – den europäischen Kontinent nicht nur einmal, sondern zweimal in drei Jahrzehnten von der psychotischen deutschen Kriegsmaschine befreit haben. Ohne unsere Jungs würden unsere gallischen Cousins kalte Bratwurst essen und warmen Gewürztraminer trinken, während sie Wagner im Staatsradio hören. *Mon Dieu!*

Wir mögen es auch, wenn uns die Franzosen lieben. Als der französische Präsident Macron schlau den roten Teppich für den neugewählten Präsidenten Donald J. Trump ausrollen liess, fiel der Anführer der freien Welt in Ohnmacht wie ein College-Mädchen, das ihr erstes Mal den Louvre erlebt. Es war dieser Sommer der Verführung im Juli 2017, in dem der New Yorker Milliardär gelobte, seinen eigenen prächtigen roten, weissen und blauen Pomp des Patriotismus und der Macht zu installieren.

Nächste Woche passiert es endlich.

Am 4. Juli, zur Feier der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten, plant Trump, seine Mitbürger von den weissen Stufen des Lincoln Memorial aus zu begrüssen. Traditionell bleiben die Präsidenten mit Familie, Freunden und den Lobbyisten auf dem Balkon des Weissen Hauses versteckt. Diesmal nicht. Militärjets werden über unsere Köpfe düsen. Zwei Unternehmen planen, das grösste und längste Feuerwerk zu zünden, das die US-Hauptstadt je gesehen hat, seit die Briten 1812 das Weisse Haus brandschatzten.

Die Demokraten sind verärgert. Einige nennen die Extravaganz «faschistisch». Senator Tom Udall aus New Mexico beschwert sich, dass es «de facto eine politische Kundgebung» sei. Trump nennt es einen «Gruss an Amerika». Er verspricht, dass es gigantisch wird – so wie man es noch nie gesehen hat. *Magnifique!* Amy Holmes

Krieg der Scheine

Matteo Salvini, italienischer Sieger der Europawahlen, will Schuldscheine drucken, um offene Rechnungen zu zahlen. In Brüssel werden diese «Mini-Bot» als illegale Parallelwährung gezeißelt. Die fantasievollen Scheine könnten rasch zu einer ernstesten Sache werden. *Von Matthias Rüb*

Letzte Woche trafen sich die Spitzen aus den 28 EU-Mitgliedstaaten zum Schacher um die Neubesetzung der Kommission und der Europäischen Zentralbank. Zum Durchbruch kam es nicht. Die Zeit drängt. Am 2. Juli konstituiert sich das Ende Mai gewählte neue Europäische Parlament in Strassburg. Jedem Mitgliedstaat der Union steht ein Posten in der Kommission zu. Diese müssen ausserdem gemäss der politischen «Farbenlehre» verteilt werden: Die Konservativen bekommen diese, die Sozialisten jene Posten, auch die Liberalen werden bedacht. Das ist ein komplexes Spiel mit konkurrierenden Nationen, Personen, Parteien.

Plus 28 Prozent

Die politischen Schwergewichte in der EU, die deutsche Kanzlerin Angela Merkel und der französische Präsident Emmanuel Macron, spielen beim politischen Armdrücken in der EU habituell die Hauptrolle: Ohne deren Zustimmung oder Duldung geht nichts. Zur Erinnerung: Merkels konservative CDU hat nach Verlusten nur noch knapp 29 Prozent der Stimmen erreicht. Macrons liberale Partei La République en marche kam bloss auf den zweiten Platz hinter Marine Le Pens nationalistischem Rassemblement national. Der Champion der Europawahl stammt aus Italien: Die rechtsnationalistische Lega von Vize-Regierungschef Matteo Salvini weist mit 34,3 Prozent der Stimmen einen phänomenalen Zuwachs von rund 28 Prozentpunkten gegenüber der letzten Wahl aus.

Der Triumph der Lega bei den Europawahlen war nur der letzte in einer ganzen Reihe von Siegen. Salvini ist jetzt die unbestrittene Führungsgestalt in Rom. Er ist Innenminister, doch je nach Gelegenheit und Laune reisst er, meist unwidersprochen, Kompetenzen von allerlei Kabinettskollegen an sich: vom Aussen- über den Finanz- und Wirtschaftsminister bis zum Regierungschef selbst.

Bei seinem Besuch in Washington vom 17. Juni wurde Salvini im State Department von Aussenminister Mike Pompeo und im Weissen Haus von Vizepräsident Mike Pence empfangen. Dabei präsentierte Salvini sein Land als geostrategischen Partner und atlantischen Freund Amerikas erster Wahl: Bei der Abschottung gegen illegale Migranten, im Kampf gegen den islamistischen Terrorismus und auch in der nationalistischen Wirtschaftspolitik teile man Präsident Donald Trumps Weltansicht und Vision voll und ganz.



Ausstände von bis zu fünfzig Milliarden Euro: Vize-Regierungschef Salvini (r.).

Italien sei «das grösste europäische Land», auf welches Amerika sich derzeit verlassen könne, versicherte Salvini. Das war ein Seitenhieb gegen Merkel und Macron, die Trump nicht als Partner zur Seite, sondern als Konkurrenten gegenüberstehen.

Salvini bekräftigte in Washington, dass Rom im Streit mit der EU-Kommission an dem von ihm selbst als «trumpiano» beschriebenen Haushaltsplan festhalten werde. So wie Trump mit Steuersenkungen die amerikani-

«Italien ist nicht Griechenland. Wir werden uns nicht länger mit Brotkrumen abspeisen lassen.»

sche Wirtschaft in Schwung gebracht habe, so werde man auch in Italien mit der Einführung eines pauschalen Niedrigsteuersatzes von 15 Prozent für Geringverdiener und Kleinunternehmer, dazu mit Investitionen der öffentlichen Hand in die Infrastruktur, in die Telekommunikation und in die Bildung die lahrende Wirtschaft ankurbeln. Dass die von ihm geforderte Steuerentlastung im Umfang von mindestens zehn Milliarden Euro sowie die schuldenfinanzierten staatlichen Investitionen Italiens Schulden und Defizit weit über die von der Brüsseler Kommission gesteckten

Grenzen hinausschiessen lassen werden, weiss Salvini so gut wie jeder gegenwärtige und künftige EU-Kommissar. Die von Brüssel ausgesprochene Drohung eines Defizitverfahrens gegen Rom schreckt ihn nicht: «Italien ist nicht Griechenland. Wir werden uns nicht länger mit Brotkrumen abspeisen lassen.»

Gestrüpp der Bürokratie

Zudem beharrt Salvini auf der Verwirklichung des Plans, mit der Ausgabe von nationalen Schuldscheinen in kleiner Stückelung offene Rechnungen des Staates bei Lieferanten und Dienstleistern zu begleichen. Auf bis zu fünfzig Milliarden Euro werden derzeit diese Ausstände geschätzt. Italienische Unternehmen müssen nach Erledigung von Staatsaufträgen oft Monate oder gar Jahre warten, bis das ihnen zustehende Geld den Weg durch das Gestrüpp der Bürokratie zu ihnen findet.

Diesem uralten Missstand soll mit den sogenannten Mini-Bot (die Abkürzung «Bot» steht für «Buono ordinario del Tesoro») rasch Abhilfe geschaffen werden. Die Mini-Bot sollen in Rom ausgegeben werden – und eben nicht von der Europäischen Zentralbank in Frankfurt. Nach Erhalt der Mini-Bot können die Unternehmen diese zur Begleichung ihrer Steuerschuld nutzen. Später soll das Zahlungsmittel aber auch für andere Leistungen

und ganz allgemein im inneritalienischen Zahlungsverkehr eingesetzt werden.

Die Vorsitzenden der Finanzausschüsse im Abgeordnetenhaus und im Senat, Claudio Borghi und Alberto Bagnai, beide von der Lega, sind die massgeblichen Proponenten der Mini-Bot als eines zusätzlichen Instruments zur Zahlungsabwicklung. Dass beide auch mehr oder weniger offen den Austritt Italiens aus der Euro-Zone befürworten, ist vielleicht kein Zufall.

Borghi hat sich einen Spass daraus gemacht, Vorschläge für das Design der Mini-Bot-Scheine anfertigen zu lassen. Auf dem Fünf-Euro-Schein ist der Fussballer Marco Tardelli zu sehen, wie er ein Tor bejubelt – es ist das 2:0 für Italien im Final der Fussball-WM 1982 in Spanien gegen den Erzrivalen Deutschland. Als weitere Gestalten aus Kultur, Wirtschaft und Politik kommen zu Ehren: die ermordeten Anti-Mafia-Richter Giovanni Falcone und Paolo Borsellino (10 Euro), die Schriftstellerin Oriana Fallaci (20 Euro), der frühere Staatspräsident Sandro Pertini (50 Euro), der einstige Manager des halbstaatlichen Ölkonzerns Eni, Enrico Mattei (100 Euro), sowie der Dirigent Arturo Toscanini (200 Euro) und der Dichter Gabriele D'Annunzio (500 Euro).

Sprungtuch für den Austritt

Erwartungsgemäss haben der scheidende Zentralbank-Präsident Mario Draghi und die gleichfalls bald abtretende EU-Kommission die Mini-Bot unisono als illegale Parallelwährung gezeisselt, dazu die Forderung nach Steuererhöhungen und Ausgabenkürzungen sowie die Drohung eines Defizitverfahrens gegen Italien mit Strafzahlungen in Milliardenhöhe bekräftigt. In Rom weiss man, dass diese Drohung hohl ist: Strafen wegen zahlreicher Verstösse in der Vergangenheit gegen den fiskalischen Stabilitätspakt der Euro-Zone hat es noch nie gegeben. Und es wird sie auch nicht gegen Italien geben. Im Übrigen, so lässt der italienische Europawahl-Sieger Salvini wissen, verfüge die alte EU-Kommission über keinerlei Legitimität mehr. Und von den Europawahl-Verlierern Merkel und Macron will er sich schon gar nicht herumkommandieren lassen.

Stattdessen fordert Salvini, dass die neue EU-Kommission – mit einem Lega-Politiker für Italien auf einem finanz- oder haushaltspolitischen Schlüsselposten – die Regeln für die Euro-Zone dergestalt ändert, dass man in Rom so die Steuern senken und die Ausgaben erhöhen kann, dass es den Italienern nützt und nicht unbedingt auch den Brüsseler Bürokraten schmeckt. Andernfalls könnten die spassigen Mini-Bot rasch zu einer ernstlichen Sache werden: zum Sprungbrett und zugleich zum Sprungtuch für den Austritt Italiens aus der Währungsunion. Für die künftige italienische Währung gibt es schon einen Fantasienamen: Liro. ○



Brief aus ...

Hongkong

Stellen Sie sich vor, ein Viertel aller Schweizer protestiert gegen Regierung und Parlament in Bern. Übertragen auf Hongkong, geschah am Sonntag genau dies: Zwei Millionen Einwohner (von 7,5 Millionen) versammelten sich und füllten die Strassen der Stadt, um sich gegen ein geplantes neues Auslieferungsgesetz zu wehren.

Es waren keine gewöhnlichen Studentenproteste. Es war eine Manifestation der eigenen Identität, des Wunsches, seine Lebensweise aufrechtzuerhalten. Zu den Studenten, die schon länger mit der Stadtregierung im Clinch liegen, kamen Freunde, Eltern, Verwandte – sogar Grossmütter schoben Kinderwagen mit ihren Enkelkindern durch die unerträgliche Hitze. Auch meine Anwaltsfreunde setzten sich Gummigeschossen und Tränengaskanistern aus. Aus allen Schichten beteiligte man sich an den Protesten.

Meine unpolitische Nachbarin weinte. Sie war stolz, dass so viele Menschen friedlich zusammenkamen und, als die Kundgebung beendet war, auch noch ihren Abfall entfernten. Die Bevölkerung stellte sich entschlossen gegen die Stadtregierung – und gegen die Regierung im fernen Peking. «Genug ist genug! Lasst uns Hongkong bleiben!»

Kantonesische Zivilisation

Worum geht es? Die Hongkonger wollen von den Chinesen in Ruhe gelassen werden, wollen die Quasi-Unabhängigkeit wahren, die ihnen 1997 durch den chinesisch-britischen Vertrag eingeräumt wurde. Hongkong wurde damals zu einer Sonderverwaltungszone. «Ein Land, zwei Systeme» lautete die Lösung. Zwar sollte die chinesische Flagge über den Amtsgebäuden wehen, doch regieren würden die Hongkonger sich selber. Zudem konnte es sein eigenes Rechtssystem auf der Basis des britischen Common Law und eine streng unabhängige Justiz aufrechterhalten. Der Stadtstaat schützte damit seine Stellung als Geschäftsort, und die freiheitsliebenden Hongkonger fassten

das Vertrauen, das es brauchte, um in der Stadt zu bleiben und nicht auszuwandern.

Viele Jahre funktionierte dieser Sonderfall, und in Hongkong blühte eine freie kantonesische Zivilisation. Dann begannen die Probleme.

Ein geplantes nationales Sicherheitsgesetz und eine patriotische Schulreform durch die Pro-China-Regierung scheiterte am Aufstand der Bevölkerung. Bei der «Umbrella»-Bewegung von 2014 protestierten Hunderttausende friedlich gegen das Wahlsystem – diesmal ohne Erfolg. Ein Jahr später verschwanden Buchhändler, die China-kritische Bücher verkauft hatten. Als sie später auf dem Festland auftauchten, gestanden sie vor der Kamera ihre angeblichen Verbrechen.

Hongkong stand unter Schock. Seither ist das Vertrauen massiv geschwunden. Man fühlt sich einem willkürlich agierenden Gesetzgeber in einem Einparteiensstaat ausgesetzt.

Die Stadtregierung hat in diesem Jahr einen Gesetzesentwurf für Auslieferungen vorgelegt. Auslieferungsgesetze allein stören kaum jemanden. Hongkong hat Verträge mit dreissig Ländern (darunter die Schweiz), um Kriminelle auszuliefern. Was



«Lasst uns in Ruhe!»

die Hongkonger fürchten, ist eine Auslieferung nach China – aus politischen Gründen.

So weit ist es noch nicht, denn die Proteste zeigen Wirkung. Die Hongkonger haben für den Moment gewonnen. Möglich ist allerdings, dass das Auslieferungsgesetz trotzdem eingeführt wird, einfach Schritt für Schritt, und dass die China-hörige Stadtregierung weitere Massnahmen ergreifen wird, um die widerspenstige Bevölkerung unter Kontrolle zu bekommen. Ausschliessen kann das niemand.

Der Sonderfall Hongkong ist ernsthaft gefährdet. Viele meiner Freunde sprechen vom Auswandern. Einige sind schon gegangen.

Derek Ritzmann

Derek Ritzmann ist Berater. Er unterrichtet an der juristischen Fakultät der University of Hongkong. Der gebürtige Basler lebt seit fünf Jahren in Hongkong.

Die Tabus fallen

Die Angriffe gegen Exponenten der Alternativen für Deutschland nehmen neue Dimensionen an. Die soziale Ächtung macht selbst vor Kindern nicht halt.

Von Heimo Schwilk

Sie sei sehr vorsichtig geworden, sagt Beatrix von Storch. Das Parteibüro der Bundestagsabgeordneten der Alternative für Deutschland (AfD) in Berlin-Mitte wurde mehrfach mit Parolen beschmiert, unter anderem sprühte man «Breivik, Zschäpe, Storch» an die Wand. Die AfD-Politikerin wurde von den unbekannt Tätern mit einem Massenmörder und einer wegen mehrfachen Mordes angeklagten Aktivistin des Nationalsozialistischen Untergrunds (NSU) in eine Reihe gestellt. Zuvor hatte es eine Demonstration direkt vor ihrem Haus gegeben, Flugblätter waren verteilt worden. Bevor Unbekannte ihren Privatwagen anzündeten, waren eine exakte Beschreibung des Wagens und das Kennzeichen im Internet veröffentlicht worden. Wenn sie heute das Haus verlasse, sagt Beatrix von Storch, schaue sie nach allen Seiten, weil sie damit rechnen müsse, «dass mir ein Radfahrer ins Kreuz fährt, weil er sich im aktiven Widerstand fühlt».

Der eigentliche Skandal für die selbstbewusste Politikerin ist die öffentliche Ausgrenzung und Stigmatisierung einer demokratisch gewählten Partei. Dabei würden schiefe Analogien gebraucht, mit denen alle, die sich für eine wirklichkeitsnähere Politik einsetzen, nach rechts aussen gerückt würden. «Der Kampf gegen uns wird in gewisser Weise als berechtigte Notwehr betrachtet. In Deutschland heisst es: Das sind Nazis! Und natürlich wollen alle, dass es das hierzulande niemals mehr gibt – auch wir! Die, die uns attackieren, fühlen sich wie im Widerstand.»

Fehlende «Äquidistanz»

Diese Enthemmung reiche tief in die Medien hinein und bis in die Spitzen der etablierten Parteien. Da dürfe man sich nicht wundern, wenn selbsternannte Antifaschisten sich ermutigt fühlten, AfD-Politiker und -Sympathisanten auch tötlich anzugreifen. So hatte der Grünen-Politiker Cem Özdemir nach der brutalen Attacke auf den Bundestagsabgeordneten Frank Magnitz in Bremen zwar getwittert, auch gegenüber der AfD gebe es keine Rechtfertigung für Gewalt. Der Tweet endete jedoch mit den Worten: «#nazisraus aber mit den Methoden unseres Rechtsstaates!» AfD-Sprecher Alexander Gauland will in dieser «unverschämten» Gleichsetzung eine gezielte Methode erkennen, den politischen Konkurrenten herabzusetzen und damit die Voraussetzung zu schaffen für den nächsten Anschlag.



«Am stärksten betroffen»: Farbanschlag auf die AfD-Zentrale in Magdeburg im November 2018.



Einschränkung der Lebensqualität: AfD-Mitglieder Gauland, Weidel, von Storch (v.l.).

Die Statistiken belegen, dass die Alternative für Deutschland von allen im Bundestag vertretenen Parteien das Hauptziel von Gewalt ist. Eine bundesweite Erfassung gibt es nicht; die Zahlen müssen von den Landeskriminalämtern erfragt werden. Es handelt sich bei den Delikten

meist um Beleidigungen, Drohungen, Sachbeschädigungen oder Körperverletzungen. Besonders in Wahlkampfzeiten werden Wahlkampfbüros, Stände und Helfer attackiert, mit Steinen, Farbbeuteln oder Tomaten beworfen. Auf ein Parteibüro der AfD in Magdeburg wur-

den im September 2018 sogar mehrere Schüsse abgefeuert. Im Bundestagswahlkampf 2017 wurden allein 2250 Straftaten registriert, darunter 54 Körperverletzungen. Wie das Bundeskriminalamt berichtete, übersteigt die Zahl der Anschläge gegen die AfD inzwischen bei weitem jene gegen Einrichtungen der Partei Die Linke. Der «ARD-Faktenfinder» bestätigt, dass die Zahlen «aus verschiedenen Bundesländern zeigen, dass die AfD am stärksten von Angriffen auf Mitarbeiter und Sachbeschädigungen betroffen ist».

Schwerpunkte dieser Übergriffe sind die neuen Bundesländer, in denen die AfD besonders stark in den Landtagen vertreten ist. Beim taktischen Einsatz von Gewalt «nehmen linksextreme Täter Personenschäden billigend in Kauf», heisst es beim sächsischen Verfassungsschutz. Diese Gewaltdelikte werden von der Öffentlichkeit jedoch kaum wahrgenommen. Der Chemnitzer Extremismusforscher Eckhard Jesse beklagt, es fehle bei der Berichterstattung die «Äquidistanz».

Dass sich die selbsternannten «Antifaschisten» fast ungehindert als Hüter der Demokratie aufspielen können, hat mit der Duldung dieser gewaltbereiten Grauzone durch die etablierten Parteien zu tun. Die Unterstützer sind vor allem bei den Grünen, der Partei Die Linke und in der SPD zu Hause, aber auch die Unionsparteien und die Liberalen machen mit, wenn es Gruppierungen und Organisationen zu subventionieren gilt, die gegen «rechts» mobil machen.

So ist es kein Zufall, dass das Drohpotenzial dieser staatlich subventionierten Widerstandskämpfer seinen Widerhall bei den etablierten Parteien findet, deren Macht durch den Aufstieg der Alternative für Deutschland zunehmend geschwächt wird. Durch Antifa-Aufrufe im Internet zur Blockade von AfD-Veranstaltungen, meist mit vollständigen Adressen und Angaben zum Arbeitsort, werden Abgeordnete, Mitarbeiter und Sympathisanten für vogelfrei erklärt, was nicht selten auch zu Nachteilen am Arbeitsplatz führt. 36 Fälle von «Existenzvernichtung» führt die AfD-nahe «Zentrale Erfassung politisch motivierter Straftaten» auf; sie trifft meist Selbständige, die gezielt bei Kunden denunziert werden.

Rede des Jahres

Die soziale Ausgrenzung macht auch vor Familienmitgliedern und sogar vor Kindern nicht halt, die in der Schule oder am Ausbildungsplatz wegen der politischen Aktivitäten der Eltern gehänselt oder ausgegrenzt werden. Eine Berliner Waldorfschule lehnte sogar die Aufnahme des Kindes eines AfD-Abgeordneten mit der Begründung ab, es könnte durch seine rechtsnationale Gesinnung Einfluss auf die Mitschüler nehmen. Alexander Gauland berichtet, dass seine Tochter, eine eher linke evan-

gelische Pastorin, nur wegen ihres Namens bedrängt wurde.

Diesen Generalverdacht nähren auch einige Spitzenpolitiker im Bundestag, ja gerade dort, weil man sich unter dem Schutz der Indemnität, der Straffreiheit in Bezug auf Äusserungen im Parlament, eine Menge an rhetorischer Kraftmeierei erlauben kann, wenn man die Mitglieder der AfD-Fraktion vor laufender Kamera als «Rassisten» oder «Rechtsextremisten» heruntermacht. So griff die stellvertretende Parlamentspräsidentin Petra Pau (Die Linke) nicht ein, als Cem Özdemir am 22. Februar 2018 den Mitgliedern der AfD-Fraktion vorwarf, sie seien «Rassisten», träumten nachts «von der Gleichschaltung», gehörten nicht zum «demokratischen Teil des Hauses» und ihre Mitglieder seien «aus demselben Holz geschnitzt wie die AKP» Erdogans. Trotz dieser kaum mehr zu steigernden Verunglimpfung einer gesamten Fraktion wurde Özdemirs Auftritt vom Seminar für Allgemeine Rhetorik der Universität Tübingen zur «Rede des Jahres 2018» gewählt. Ein Jahr später erhielt Özdemir zudem den Dolf-Sternberger-Preis für politische Rede, der ihm von Bernhard Vogel in Heidelberg überreicht wurde. Der ehemalige Bundestagspräsident Norbert Lammert lobte den Grünen-Politiker für seine «selten gelungene Verbindung von Herz und Verstand».

Der halsbrecherische Spagat zwischen rhetorischer Vernichtung des politischen Gegners und der Beschwörung des freien, demokratischen Diskurses wurde offenbar in Özdemirs Dankesrede, die er am 1. Februar 2019 in der Aula der Heidelberger Universität hielt. Darin zitierte er den Philosophen Hans-Georg Gadamer: «Ein Gespräch setzt voraus, dass der andere recht haben könnte.» «Diese klugen Worte des grossen Heidelbergers sollten wir zur Maxime des Gesprächs in der Gesellschaft und auch wieder der Debatte im Parlament machen», forderte ein Mann, der in seiner Schmäherei im Bundestag dem politischen Gegner jedes Recht-haben-Können grundsätzlich abgesprochen hatte.

Das gilt in noch stärkerem Masse für Johannes Kahrs, Kopf des Seeheimer Kreises und haushaltspolitischer Sprecher der SPD-Fraktion des Deutschen Bundestags. Der hatte schon früh ein AfD-Verbot («rechtsextrem») befürwortet und stellte am 31. März 2018 in einer denkwürdigen Attacke sämtliche Bundestagsabgeordneten der AfD auf eine Stufe mit den Nationalsozialisten: «Rechtsradikale können spalten. [...] schauen Sie in den Spiegel, dann sehen Sie, was diese Republik in den Zwanzigern und Dreissigern in das Elend geführt

hat.» Und als sei das nicht genug, wettete Kahrs in Richtung AfD-Fraktion: «Hass macht hässlich. Schauen Sie doch in den Spiegel!»

«Meinung gelten lassen?»

Auch der einstige SPD-Kanzlerkandidat Martin Schulz mischte mit im SPD-Überbietungswettbewerb der Schmähkritik: «Sie gehören auf den Misthaufen der Geschichte!», rief er Alexander Gauland während einer Bundestagsdebatte zu. Und wie Özdemir und Kahrs ist auch der Berliner SPD-Innensenator Andreas Geisel der Meinung, die AfD müsse «auch einstecken können». Die Berliner Antifa nahm Geisel sofort beim Wort und zerstörte den Wagen des AfD-Vorstandsmitglieds Georg Pazderski. Auch auf sein Wohnhaus im Berliner Stadtteil Rahnsdorf gab es einen Angriff mit Flaschen und Steinen.

Jeder, der die Flüchtlingspolitik Angela Merkels kritisiert, gilt inzwischen als «Ausländerfeind» oder «Nazi». Eckhard Jesse fordert ein generelles Umdenken. Die Taktik der Ausgrenzung sei eine Sackgasse, denn die AfD repräsentiere einen beträchtlichen Teil der Bevölkerung, der ein Anrecht habe, seine Meinung ohne Angst um Leib und Leben zur Geltung zu bringen – auch an der Wahlurne: «Es wird nur instrumentell argumentiert. Man solle die AfD fair behandeln, damit sie sich selbst ins Abseits manövriert. Aber muss man nicht aus grundsätzlicher Erwägung heraus auch eine rechte Meinung in der Demokratie gelten lassen?»

Einstweilen schützen sich die AfD-Mandatsträger, so gut sie können. Offizielle Sicherheitsstufen wurden vom Bundeskriminalamt

für einige wenige, für Alice Weidel, Alexander Gauland und nach dem jüngsten Anschlag in Bremen auch für Frank Magnitz, ausgesprochen. Allerdings werden diese Personen nicht rund um die Uhr geschützt, sondern nur bei besonderen politischen Anlässen. Alice Weidel berichtet, dass sie nur noch mit Helm oder Mütze Rad fährt, um nicht erkannt zu werden.

Es bedeute im Alltag, so die stellvertretende Vorsitzende der AfD-Bundestagsfraktion, Beatrix von Storch, eine deutliche Einschränkung der Lebensqualität, vor allem auch für die Sympathisanten der Partei: «Dass wir nur unter massivem Polizeischutz tagen können, das sind wir schon gewohnt. Das macht mich traurig. Bei der Anfahrt zum Veranstaltungsort sehe ich dann immer, dass ich gleich da bin, denn die Polizeidichte wird immer grösser. Das ist aber auch besonders abschreckend für die Gäste. Sie werden fotografiert, die Bilder dann ins Netz gestellt. Die fühlen sich verfolgt und kommen das nächste Mal nicht mehr.» ○



Cem Özdemir (Grüne).

«Selten gelungene Verbindung von Herz und Verstand.»



Immer mehr findet der Süden im Norden statt: Freibad in Les Marecottes im Wallis, 25. Juni.



Ikone der Woche

Sommerhitzedilemma

Von Michael Bahnerth

Sommerhitze ist viel mehr als nur ein einigermaßen schönes Wort, Sommerhitze ist Verheissung, und wenn sie ausbleibt, wird sie unweigerlich zur Sehnsucht. Sommerhitze hat nur zwei Schattenseiten, das ist viel weniger, als manche Menschen haben, und noch viel weniger, als Politik hat. Der erste Schatten, den sie wirft, ist, dass sie zur Übertreibung neigt. Der zweite, dass sie dumm macht, was angesichts der Tatsache, dass die Menschheit nicht gerade in ihrer klügsten Phase ist, einem ein bisschen den Angstschweiss den Rücken hinunterlaufen lassen kann.

Bis zu 20 Prozent weniger Hirnleistung ab 28 Grad. Der Mensch wird langsamer, fahrig und dösiger, was im Grunde kein Drama wäre, müsste er nicht arbeiten. Aber es gibt doch Klimaanlage, könnte man einwenden. Stimmt. Aber die machen reihenweise Schnupfen, wenn draussen Sommerhitze ist und der Mensch sich hin und her bewegt, und Schnupfen senkt die Hirnleistung um etwa 30 Prozent.

Im Sommer sind die Menschen im Süden klüger als wir hier nördlich der Alpen. Weil sie, wenn es am heissesten ist, Siesta machen. Sie schaffen es so, die Reduktion der Hirnleistung im Tagesschnitt auf bloss noch 10 Prozent zu reduzieren.

Wer es dieser Tage nicht so heiss haben möchte und hirnässig volle Leistung braucht oder einen Abfall sich aus welchen Gründen auch immer nicht leisten kann, geht besser in den Süden, seit der Süden immer mehr gelegentlich im Norden stattfindet, wo wir stets ein wenig überfordert sind mit ihm, weil Sommerhitze und permanente Leistungsgesellschaft einfach kein gutes Paar sind und eine gesetzlich verankerte Siesta in diesem Land kaum eine Chance hat, was wiederum damit zu tun haben könnte, dass wir, weil es hier immer wärmer wird, Dinge immer weniger wirklich durchdenken können, es sei denn, wir hätten eine Siesta. Es ist ein Dilemma.

Dass ein kühleres Klima besser ist für das Denken, sieht man an der Schweiz. All ihre grossen Würfe hatte sie, als die Hitze des Südens noch im Süden blieb. Seit dieses mediterrane Glühen auch bei uns alles erhitzt, treten wir nur noch an Ort und Stelle, siehe etwa das Rahmenabkommen.

Es gibt keinen Ausweg aus dem Dilemma der Sommerhitze. Wenn der Mensch klug wäre und sein Hirn nicht gegrillt, würde er einfach öfter im Schatten sitzen, sich ein wenig Gedanken machen und dann, mit etwas Glück, sich selbst retten und einen prachtvollen Sommer verbringen.

Dann gnade uns Gott

Der Co-Präsident der deutschen Grünen, Robert Habeck, mausert sich zur politischen Sehnsuchtsfigur. Der gutaussehende Schauspieler, literarisch verweht, Held der Talkshows, schreibt auch Bücher. Was lässt sich daraus über seinen Charakter ablesen? *Von Matthias Matussek*



Ideologisches Knurren: Grünen-Chef Habeck.

Wie sehr die Deutschen nach ihrer mittlerweile berüchtigten «Willkommenskultur» einem neuen religiösen Taumel verfallen sind, nämlich der Errettung der Welt durch den Kampf gegen den Klimawandel, wurde gerade auf dem Evangelischen Kirchentag in der aller schönsten Form demonstriert.

Kirchentags-Präsident Hans Leyendecker, einst als knallharter Rechercheur und Faktensammler bei der *Süddeutschen Zeitung* und dem *Spiegel* im Brot, verkündete: «Wer nicht anerkennen will, dass der Klimawandel menschengemacht ist, hat beim Kirchentag nichts zu suchen.» Es geht also längst nicht mehr

um Überprüfung und Sache, sondern um Dogmen. Und da alles irgendwie mit allem zusammenhängt, präsierte «Enthüllungsjournalist» Leyendecker einem religiösen Erweckungs-Event, auf dem das weibliche Genital gemalt werden sollte, dem Workshop: «Wir malen unsere Vulva», wozu auch Männer eingeladen waren. Das darf man als gelungene Inklusion bezeichnen.

«Spitze der Allgüte»

Wie schon die zunächst hippiehafte Willkommenskultur, die der Welt endgültig das vom Faschismus geläuterte, von der Vergangenheit

befreite und an der «Spitze der Allgüte» agierende deutsche Volk (Franz Werfel in einer weisen Vorausschau kurz nach dem Zweiten Weltkrieg) vorführen sollte, ist auch die neue Klimareligion eine Gelegenheit, zu zeigen, wie konsequent wir in der Lage sind, unter «Halleluja»-Rufen und in Reihen geschlossen, die Hacken zusammenzuschlagen.

Wer ausschert, ist ein Nazi.

Nun ist es höchste Zeit, sich mit den Religionsgründern zu beschäftigen, den Grünen, die ja bereits durch die energische Kindergärtnerin Katrin Göring-Eckardt im Zustrom der Hunderttausende von Muslimen ausriefen: «Dieses



frisur und der telegene Dreitagebart ins Visier genommen, also total irgendwo die Äusserlichkeiten in den Vordergrund geschoben, um im Jargon zu bleiben, und weniger die Inhalte seiner Politik-Entwürfe, die, wie bei Religionsgründern üblich, ein gehöriges Mass an Allmachts- und Erlösungsfantasien offenlegen.

Jawohl, er erinnert ein wenig an Raimund Harmstorf im «Seewolf», der wilde, gutaushende Kerl, der eine Kartoffel in der Faust zerdrückt, und er brachte jüngst das Kunststück fertig, in einer TV-Diskussion mit dem Populärphilosophen Richard David Precht als der Sympathischere von beiden rüberzukommen.

Die Fragestellung hiess «Frisst der Kapitalismus die Demokratie?» Precht, der leninistische Späthippie, bohrte unangenehm oberlehrerhaft die Frage nach dem Vorteil autoritärer Regime wie dem der Volksrepublik China in den knuddeligen Habeck hinein, der allerdings die «Werte der Demokratie» hochhielt, wenn auch nur mit Mühe und missverständlich.

Sicher, konzedierte er, sei unsere «analoge Politik langsamer» als die der KP Chinas, sie sei «nicht mehr auf Ballhöhe mit den Herausforderungen», aber er mochte gegenüber Precht die Preisgabe demokratischer Prinzipien dann doch nicht einräumen.

Sprache erfindet die Welt

Alarmierend allerdings sind Äusserungen Habecks über mögliche Enteignungen von Grundbesitz (Wohnungsmangel) oder radikale Verbote von Inlandflügen (Klimawandel), die durchaus Sympathie für zentralistische Eingriffe verraten. Dieses Land werde sich ändern, und zwar radikal, um noch einmal die Folientafel Göring-Eckardts aus dem grünen Politbüro in den Projektor zu schieben.

Vielleicht aber ist all das nur ein weiteres Missverständnis. Immerhin ist Habeck «Schriftsteller und Philosoph», und er gibt an, dass er «von Kant die Kritik und von Camus den Zweifel» gelernt habe, wobei, wie wir wissen, gerade Kants prinzipieller Zweifel an der Erkennbarkeit der Wirklichkeit besonders den jungen Schiller in allergrösste Verzweiflung stürzte und bis in die jüngere postmoderne Gegenwart die Hirne der Feuilletonisten zermantschte: Die Wirklichkeit gibt es nicht, es gibt nur Lesarten derselben, nur «Narrative», was zu einem heillos wirren Erkenntnis-Kompott führt.

Seit einiger Zeit liegt nun ein Büchlein vor, in dem sich Habeck als Stratege dieser Erzählungen vorstellt. Titel «Wer wir sein könnten». These: Wer die Sprache beherrscht, beherrscht die Köpfe, denn Sprache erfindet die Welt. Auf dem Cover ein grinsender Habeck mit gebleckten Zähnen, Augen nach rechts ins Weisse gerollt wie die des irren Jack Nicholson in Stanley Kubricks Schocker «The Shining». Und dann liest man beziehungsweise versucht zu lesen und wird sofort enttäuscht: Der spielt nicht irre, der *ist* es, und zwar auf eine

mittlerweile als durchaus normal geltende Weise.

Probe: «Liebe ist eine sprachliche Erfindung, die eine gesellschaftliche Wirklichkeit geschaffen hat.» Die Herleitung zu dieser verblüffenden Feststellung besorgt der marxistische Geschichtsbegriff, alles eine Sache der ökonomischen Verhältnisse, und jedes Gefühl gehört zum Überbau, der ein Reflex auf die Produktionsverhältnisse ist, in diesem Fall eine Sache des emanzipierten Bürgertums.

Erst mal ausatmen

Schon hier auf den ersten Seiten schraubt Schriftsteller Habeck Sätze zusammen wie die wilden Kerle aus der Baumarktwerbung von Hornbach: «Die neue Form der Freiheit brauchte eine neue Kategorie der Ordnung, eine Rechtfertigung, relevant zu sein...» Hier erst mal ausatmen, Krämpfe lockern, «... obwohl Eltern, Fürst, Gesellschaft sie noch als Verirrung einstufen.» Erneut ausatmen, aber noch hat er die verdammte Bohrmaschine nicht aus der Hand gelegt. «Und so wurde die romantische Liebe erfunden. Sie sortierte das Chaos. Sie stiftete Sinn. Und zwar, indem sie den geliebten Mensch überhöhte.»

Komödien-Genie Ernst Lubitsch hätte gesagt: Er macht mit der deutschen Sprache, was Hitler mit Polen gemacht hat. Und dabei hat er noch nichts zur Politik gesagt, nur zur Liebe, aber

Der spielt nicht irre, der *ist* es, und zwar auf eine mittlerweile als durchaus normal geltende Weise.

schon hier ist ein ideologischer Krampf in sämtliche Glieder gefahren, dass es nur noch zu einem starren Golem-artigen Vorwärtstapfen reicht. Dabei will er doch darlegen, «warum unsere Demokratie eine offene und vielfältige Sprache braucht», wie es im Untertitel heisst.

Also tapfer weiter mit dem vielfältigen Sprachgenie Habeck, auf zur Nation, über die er einst verlauten liess: «Patriotismus, Vaterlandsliebe also, fand ich stets zum Kotzen. Ich wusste mit Deutschland nichts anzufangen und weiss es bis heute nicht», womit er sich durchaus zur Merkel-Nachfolge empfiehlt, die es ebenfalls nicht weiss.

«Mieses Stück Scheisse»

Die deutsche KulturNation, die von der Klassik und der Romantik so schön vorweggenommen wurde, bevor sie sich politisch und militärisch etablierte – lange nach den Nachbarnationen –, hält er für ein ideologisches Manöver. «Der Weg zum Politischen, zum politischen Bürger, führt also über die Kunst. Das Politische wird ästhetisiert.»

Man ahnt, was er meint: Die Lieder, die Zauberformeln, die Beschwörung der deutschen Nation in der Romantik in der Folge

Land wird sich radikal verändern, und das ist auch gut so!» Mittlerweile wird der neue Chef dieses Erzieherkollektivs, Robert Habeck, als Kanzlerkandidat gehandelt, mit grossen Erfolgsaussichten. Die NZZ in einem Kommentar erschrocken: «Die Deutschen haben nichts dazugelernt.»

Einer wie der Seewolf

Unfairerweise beschäftigten sich die deutschen Medien, auch die zu Sympathiewerten Befragten, mit Habeck, derzeit Landwirtschaftsminister in Kiel, in äusserst sexistischer Manier: immer wieder wurde die Strubbel-

der Freiheitskriege gegen Napoleon (Kleists «Hermannsschlacht»!) waren zunächst nur Vision, sie waren eine Sehnsucht, die bis heute nicht zur Ruhe gekommen ist, ein Gefühl, das die Grünen dem Volk, dem «grossen Lümmel» (Heine), am liebsten erneut wütend um die Ohren hauen möchten wie eine schlechte Klassenarbeit.

Wobei sie doch durchaus gelehrige Jugend um sich zu versammeln in der Lage sind, wie die Fussballfans des Pleitestadtstaats Bremen bewiesen, als sie 2018 das Spruchband entrollten: «Deutschland, du mieses Stück Scheisse». Ein Slogan, hinter dem einst die heutige Bundestagsvizepräsidentin, die Grüne Claudia Roth, marschierte.

Ja, sie haben es weit gebracht, die Grünen, seit der junge Autodidakt Joschka Fischer Polizisten zusammengetreten hat.

Doch weiter mit Habeck. Zum Schriftsteller Uwe Tellkamp, der seine Zweifel zur Einwanderungspolitik der offenen Grenzen anmeldete, weiss Habeck zu sagen: «In einer Podiumsdiskussion vor der Leipziger Buchmesse 2018 trug der Schriftsteller und Deutscher Buchpreisträger seine Phobien vor einer Einwanderung von Flüchtlingen in die deutschen Sozialsysteme vor.»

Merke: Wer die Sprache beherrscht (auch wenn er sie nicht beherrscht), beherrscht die Köpfe. Kritik am grünen Gutmenschen ist also eine «Phobie», eine krankhafte Verkenning der Wirklichkeit, die, siehe oben, seit Kant als abgeschafft gilt und durch Sprachspiele und Strategien ersetzt ist.

Welt, erzittere!

So plaudert der Grünen-Chef sein Betriebsgeheimnis aus: eine «offene und vielfältige Sprache», unter der das gereizte ideologische Knurren der Sprachregelung und der Verordnung nicht zu überhören ist.

In diesem Stil geht es weiter, bis man erschöpft die dünne Fibel aus der Hand legt und sich sagt: Gnade uns Gott, uns Quertreibern und aus der Reihe Scherenden, denn wenn die deutschen Weltverbesserer einmal Ernst machen, so prophezeite schon Heine, dann wird sie, die Welt, erzittern! Allerdings haben wir – und das ist wahrscheinlich gut so – bis auf die Knochen abgerüstet gegen Feinde von aussen, während im Innern geistig und moralisch aufgerüstet wird wie in einem Mullahstaat.

Und das Gespenstische ist: Selbst wenn sie schon die Reihen geschlossen haben, die Deutschen, und ihre Abtrünnigen interniert oder sozial geächtet sind, werden sie sich als Antifaschisten fühlen.

Jüngste Meldung aus der FAZ: «Im sächsischen Ostritz: Bürger kaufen Biervorräte aus Protest gegen Neonazis auf!» *Spiegelonline* findet die Aktion ein Paradebeispiel dafür, wie Zivilcourage gegen rechts funktioniert.

Rülps, 'tschulligung, Prost.

Geschichte

Marionette oder Schlange?

Papsttochter Lucrezia Borgia ist berühmt wie die «Mona Lisa» und berüchtigt wie Marquis de Sade. 500 Jahre nach ihrem Tod zweifeln Historiker allerdings am Bild der verruchten Renaissance-Schönheit. Von Dagmar Just

Ihre Geschichte beginnt mit einem Paukenschlag und endet mit einer Triangel. Sie ist das Kind eines Kardinals und seiner Liebblingsmätresse, geboren im April 1480 – sieben Jahre nach Michelangelo, drei Jahre vor Luther. Ihr Vater, Rodrigo Borgia, pfeift lebenslang aufs Zölibat und zeugt auch als Papst kräftig weiter Kinder. Aber da er mit ihrer Sippe Grosses vorhat, geniert er sich nicht, sie und ihre drei Brüder Cesare, Juan, Jofré offiziell als Nachkommen zu legitimieren und für ihre Mutter gleich drei Ehen mit betagten, rasch dahinsterbenden Kollegen zu arrangieren. Ihre Kindheit ist kurz, aber sie lernt lesen, schreiben, zeichnen, Laute spielen und mehrere Sprachen, darunter auch die, für die Rom bald in aller Welt so berühmt wie berüchtigt sein wird.

Schule der Laster

Ihr eigener Vater predigt Wasser und trinkt Wein. Im Vatikan tummeln sich Papst Innozenz VIII. Enkel und Kinder. Und seit der Vorgänger, Sixtus IV., ein Freudenhaus neben der Sixtinischen Kapelle bauen liess, boomt in Rom die Prostitution. Frauen aus allen Teilen Europas strömen in die heilige Stadt, um auf dem Strassen- oder Luxusstrich ihr Glück zu machen. Zeitgenössische Quellen nennen für 1490 eine Zahl von 6800 Huren bei nur 30 000 Einwohnern. Der Goldrausch der Renaissance ist weiblich, und seine Pionierinnen gehören zum Stadtbild wie Petersdom und Soutanen. Die grossen Horizontalen bringen es in ihrer Kunst zu eigenen Salons und Palazzi. Darum wird für sie damals ein Extrawort, Kurtisane – von *cortigiana*, Hofdame –, erfunden.

Als Lucrezia elf wird, ist ihre Schonzeit vorbei, ihr Vater verlobt sie. Liebe ist keine Option; alle Kinder der Happy Few dienen damals als Spekulationsobjekte in den machtpolitischen Planspielen ihrer Familien, und der aus Spanien stammende Rodrigo Borgia platziert seine Tochter zunächst dort im Adel. Dafür ordert er gleich zwei Granden, cancelt die Verträge aber schon im nächsten Jahr, denn plötzlich sind die Karten neu gemischt: Nach dem Tod von Innozenz VIII. hat Rodrigo sich mit einer spektakulären Bestechungssorgie im August 1492 selbst die Papstkronen verschafft. Danach brechen die Laster wie Knospen im Frühling auf: Die Söhne werden umgehend mit Pfründen und Kardinalstiteln versorgt, und Lucrezia wird mit dem schwachen Neffen des starken Manns von Mai-

land verheiratet. Da ist sie dreizehn und braucht nur acht Jahre, um sich in die «unseligste Frauenfigur der modernen Geschichte» (Ferdinand Gregorovius) zu verwandeln: Ehebrecherin, Blutschänderin, Giftmischerin; eine Kreuzung aus Judith und Salome, aus mondänem Partygirl und männermordender Femme fatale mit mehr Leichen im Keller, als Mäuse in der Engelsburg hausen.

Dabei kommt ihr erster Mann noch glimpflich davon: Er muss sich nur öffentlich für impotent erklären, damit er sich auf Befehl des Papstes scheiden lassen kann. Unterdessen ist seine Ex-Frau mit Giovanni schwanger, der mysteriösen Frucht ihres Sexes mit dem Vater, dem Bruder Cesare oder einem armen Pagen namens Perotto, der bald darauf aus dem Tiber gefischt wird – tot wie kurz zuvor Lucrezias Bruder Juan und kurz danach ihr zweiter Ehemann: Alfonso von Aragon hätte die Borgias mit dem Königreich Neapel vernetzen sollen, doch ihm bleibt kaum Zeit, einen Sohn zu zeugen, da dreht sich der politische Wind, der Papst läuft zu Neapels Feinden über, und eines Nachts stechen Unbekannte auf ihn ein. Schwerverletzt kann er sich retten.

Doch am 18. August 1500 notiert der päpstliche Zeremonienmeister Johannes Burchard im Tagebuch: «Da Alfonso von Aragonien an seinen Wunden einfach nicht sterben wollte, wurde er um vier Uhr nachmittags erdrosselt.» Heute würde all das Lucrezias Ruf auf dem Heiratsmarkt vermutlich lädieren. Damals knallen im Vatikan schon am 4. September 1501 wieder die Korken. Kein Geringerer als der mächtige Herzog von Ferrara hatte da den Ehekontrakt zwischen seinem Sohn Alfonso d'Este und der schwarzen Witwe unterschrieben – gegen eine dem Papst abgehandelte unerhörte Mitgift. Danach baden die Borgias rasch noch einmal in Skandalen.

Skandal Nummer eins: Der Papst geht Ende September auf Reisen, um die von Cesare Borgia eroberten Besitzungen zu inspizieren, und ernennt Lucrezia zur Stellvertreterin des Oberhauptes der Christenheit, übergibt ihr den Schlüssel für den Vatikan, ermächtigt sie, seine Briefe zu öffnen und das Konsistorium der Kardinäle zu führen.

Skandal Nummer zwei: das «Kastanienbänkchen». «Eine Orgie mit 50 besseren Dirnen [...] die nach dem Mahl mit den Dienern und anderen Anwesenden tanzten, erst in ihren Kleidern, dann nackt. Später wurden die Kandel-



Baden in Skandalen: Fürstin Borgia.

ber vom Tisch auf den Boden gestellt und Kastanien rund herum gestreut, die die nackten Dirnen auf Händen und Füßen zwischen den Leuchtern hindurch kriechend aufsammlen, wobei der Papst, der Herzog [Cesare] und seine Schwester Lucrezia zuschauten. Schliesslich wurden Preise ausgesetzt [...] für die, die mit besagten Dirnen den Geschlechtsakt am häufigsten vollziehen würden.»

Skandal Nummer drei: die Pferdestory. Vier Zuchthengste werden unter den Augen von Lucrezia und ihrem Vater auf zwei ahnungslose Stuten losgelassen. «Beim Versuch, sie zu besteigen, bissen und traten sie einander und verletzten die Stuten schwer. Die Zuschauer lachten dazu aus vollem Hals» (Johannes Burchard). «Wie viel Unzucht, wie viel Inzest,

wie viele Vergehen der Söhne und Töchter, wie viele Dirnen im Peterspalast, wie viele Zuhälter, die hier zusammenkommen, wie viele Gelage und Bordelle!», klagt der Condottiere Savelli in einem Brief an den Kaiser vom 15. November 1501. Ende Dezember sind die Hochzeits-Präliminarien beendet, Teil eins der Trauung findet im Vatikan statt.

Acht Kinder

Teil zwei folgt in Ferrara. Am 2. Februar 1502 trifft Lucrezia dort ein, eine Königin in Samt und Seide, Gold und Brokat, Hermelin, mit Rubinen und Diamanten. «Sie ist von mittlerer Grösse und anmutiger Gestalt; ihr Gesicht ist eher lang, die Nase schön geschnitten, das Haar golden, die Augen sind ohne besondere Farbe, ihr Mund ist etwas gross, die Zähne sind

strahlend weiss, der Hals ist schlank und schön, der Busen bewundernswürdig, und immer ist sie fröhlich und heiter.» Sechs Tage dauern die Festlichkeiten, dann ist Schluss mit lustig, die Zeit der Triangel beginnt. Denn in den siebzehn Jahren, die Lucrezia Borgia noch bleiben, ist sie vor allem schwanger. Sie bringt acht Kinder zur Welt und verkräftet mehrere Fehlgeburten, betet und beichtet, fördert Künstler, stiftet Kirchen, und am Ende kauft und entwässert sie sogar wie der alte Faust einen ganzen Landstrich.

Böse Zungen dichten ihr zwar weitere Affären an mit mindestens drei prominenten Männern, von denen einer seltsamerweise auch kurz nach seiner Hochzeit von Unbekannten erstochen wird. Aber Beweise sind dünn gesät. Generell. Im ganzen Borgia-Kosmos. Auch was die Exzesse des Teenagers mit Vater und Bruder betrifft, halten viele Historiker die ins Feld geführten Berichte für nicht stichhaltig. Mehr noch: Sie interpretieren sie als wüste Erfindung und Übertreibung xenophober Zeitgenossen, ausgestreut, um die erfolgreiche spanische Migrantenfamilie der Borgias in Rom als besonders teuflisch und infam zu diskreditieren.

Lucrezia deuten sie dabei statt als hyperaktive falsche Schlange, die sich nimmt, was ihr gefällt, und jeden umbringt, der sie dabei stört, als passives Opfer; eine hübsche Marionette im normalen Karrierenpoker der Männer, die erst in Ferrara zu ihrer eigenen Bestimmung findet und sich freischwimmt, als ihr Vater und Bruder tot sind.

Keine Frage, das klingt plausibel, zumal in Zeiten von #MeToo, hat aber einen Nachteil: Über diese Lucrezia Borgia hätte Alexandre Dumas nie einen Roman geschrieben, Victor Hugo keine Tragödie, Gaetano Donizetti keine Oper, Conrad Ferdinand Meyer keine Novelle, Klavand und Rilke kein Gedicht. Von den zwanzig Filmen seit 1910 wäre kein einziger gedreht worden, die TV-Serien über die Borgias wären reine Testosteron-Festspiele, und Spanien wäre vermutlich um eine Touristenattraktion ärmer, denn wer würde ohne die Gottesanbeterin Lucrezia Borgia schon auf der Borgia-Route pilgern?



Ferdinand Gregorovius: Lucrezia Borgia. Severus. 428 S., Fr. 56.90

Friederike Hausmann: Lucrezia Borgia. Glanz und Gewalt – Eine Biografie. C. H. Beck. 320 S., Fr. 39.90

Florian Neumann: Die Wahrheit über Lucrezia Borgia. Reclam. 239 S., 31.90



Es soll auch Püppchen geben, die sich wehren: Modell «Harmony» von Real Dolls.

Gesellschaft

Schöner als Fleisch und Blut

Frauen brauchen Männer schon lange nicht mehr zum Kinderkriegen. Nur gerecht, dass Männer keine echten Frauen mehr brauchen, um Sex mit schönen Frauen zu haben? Von *Claudia Schumacher*

Roboter lieben und von ihnen zurückgeliebt werden. Sex mit ihnen haben – und schliesslich: Roboter heiraten. Klingt verrückt?

Als David Levy, ein schottischer Schachmeister und Experte für künstliche Intelligenz, im Jahr 2007 erstmals in Aussicht stellte, dass Roboter bald die Rolle von Lebenspartnern würden einnehmen können und bis 2050 auch die Ehe mit ihnen legalisiert sein werde, klang das alles zwar interessant, aber auch ein bisschen überdreht. «Wenn man sich überlegt, was sich Menschen von einem Partner wünschen», sagte Levy bei einem Vortrag an der Universität London im Jahr 2016, «dann werden sich wahrscheinlich alle diese Eigenschaften durch Software innerhalb von ein paar Jahrzehnten herstellen lassen: Dein Roboter wird nett, geduldig, beschützend, liebevoll, vertrauensvoll, ehrlich, ausdauernd, respektvoll, niemals jammernd, ergänzend, angenehm im Gespräch und mit dem gleichen Sinn für Humor ausgestattet sein wie du.» Gleichzeitig hätten diese Part-

nerroboter keine negativen Eigenschaften. Es fehle ihnen die Arroganz, die Eifersucht und der Zorn – es sei denn, man wolle sie so programmiert haben.

Ersatzfrauen Alexa, Cortana, Siri

Auf dem Cover seines Buches «Love and Sex with Robots», mit dem Levy 2007 einem grösseren Publikum bekannt wurde, sind eine Menschenbraut und ein Roboterbräutigam zu sehen. Am Ende seines Buches verspricht Levy: «grossartiger Sex auf Knopfdruck für jeden, 24/7». Die Thesen wirken heute gar nicht mehr so weit hergeholt – bis auf die Geschlechterkonstellation auf dem Buchdeckel. Denn was wir bisher bei der Entwicklung von Partnerrobotern erleben, sind keine Roboterbräutigame, sondern vor allem: Ersatzfrauen.

Da sind die Helferinnen im Alltag: Alexa, Cortana, Siri und wie sie nicht alle heissen. Smart organisieren sie zunehmend das Leben, und sie tun dies mit einer Freundlichkeit und einer wohltemperierten Frauenstimme, die selbst im Angesicht einer Beleidigung nie

ausser sich gerät. Bis zum Frühjahr 2019 konnte man Apples englischsprachige Version von Siri sogar als «Schlampe» bezeichnen und dafür eine überaus schamhafte, überraschend nette Antwort erhalten: «I'd blush if I could» – Deutsch: «Ich würde erröten, wenn ich könnte.» Wie bitte? Eine Assistentin oder Hausfrau aus Fleisch und Blut, die so mit sich reden lässt, muss man lange suchen. Doch neben ihrer unschlagbaren Ausgeglichenheit – die manche unheimlich devot, andere womöglich anziehend finden – ist der Nachteil von Alexa, Cortana und Siri bisher, dass sie keinen Körper haben. Es sind nur Stimmen, die aus einem Computer kommen.

Was allerdings nicht heisst, dass es fürs Körperliche nicht auch längst ein künstliches Pendant zur echten Frau gibt. 2017 eröffnete in Barcelona das erste Bordell, in dem ausschliesslich Sexpuppen arbeiten. Lebensechte Puppen aus Silikon, die sich beim Sex nach Wunsch verbiegen lassen und auch über ein wenig Mimik verfügen. Es sind Puppen mit der beeindruckenden Optik und den schla-

genden Attributen von Pornodarstellerinnen. Im November 2018 eröffnete auch in Helsinki ein solches Etablissement. Bisher handelte es sich in unseren Breitengraden um einen Nischenmarkt. Auf Sexpuppen greifen Menschen mit Fetisch zurück. Im Puppenbordell von Helsinki kommen pro Tag nur etwa zehn bis fünfzehn Personen vorbei – keine ernstzunehmende Konkurrenz für Bordelle mit Frauen, die eine leibliche Mutter haben.

Angst vor Entbehrlichkeit

Doch es ist vorstellbar, dass sich das eines Tages ändern wird. In Japan wurden 2017 bereits mehr als 2000 Sexpuppen verkauft. (Preislich geht es los ab etwa 1500 Euro – fortschrittliche Sexroboter, die den Kopf bewegen und den Gesichtsausdruck verändern können, sind deutlich teurer.) Und jetzt stelle man sich mal vor, jemand kombiniere die Wahnsinnskörper der Vollsilikonfrauen mit der freundlichen Intelligenz und Hilfsbereitschaft von Siri und Alexa. Eine täuschend echte Illusion, die dem einen oder anderen Herren der Schöpfung womöglich lieber wäre als eine Frau aus Fleisch und Blut, die Ecken und Kanten hat, die altert, die Ansprüche beim Sex hat und ihre Rolle in einer Beziehung keinesfalls in der Erfüllung männlicher Wünsche erschöpft sieht.

Plötzlich wird auch für Frauen eine männliche Urangst begreiflicher, die in den letzten Jahrzehnten durch das Aufkommen von Single-Müttern und Samenbanken immer wieder spürbar wurde: die Angst vor der eigenen Entbehrlichkeit. Der Brite Noel Sharkey, Informatiker und emeritierter Professor für künstliche Intelligenz und Robotik an der Universität Sheffield, erforscht die Folgen von Robotern auf unser Sexleben. In einer Studie kam er zu dem Ergebnis, dass ein Viertel der Befragten zufrieden wären, anstelle eines echten Menschen einen Sexroboter zum Partner

zu haben. Der US-Sexpuppenhersteller Synthetics ist dabei, Puppen zu entwickeln, die sich noch lebens echter bewegen lassen und die durch künstliche Intelligenz besser auf ihren Besitzer eingehen können.

Auch wenn sie nur aus Silikon sind: Frauen besitzen? Das klingt im Jahr 2019 gruselig. Was macht das mit dem männlichen Kopf? Natürlich sehen sich die Hersteller der käuflichen Silikonfrauen auch starker Kritik ausgesetzt. Die Firma True Companion etwa verkauft ihren Sexroboter mit verschiedenen Persönlichkeiten. Da wäre «Wild Wendy», aber auch «Frigid Farrah». Den Herstellerangaben zufolge zielt und wehrt sich das Püppchen: «Berührst du Frigid Farrah an ihren intimsten Stellen, dann wird sie zunächst nicht lustvoll auf deine Annäherungsversuche reagieren.» Feministinnen bezeichnen die Puppe als Vergewaltigungsobjekt.

Spätestens hier beginnt das Unbehagen, Fragen kommen auf. Wäre es denn nicht gut, wenn Männer mit Vergewaltigungsfantasien ihr Verlangen täuschend real an einer Puppe durchspielen könnten? Hält es sie eher davon ab, eine echte Frau zu überfallen – oder wird ein Klima gefördert, in dem das wahrscheinlicher wird? Sind Frauenroboter nur eine 3-D-Intensivierung unserer Internetpornokultur? Werden wir es vielleicht eines Tages als Sexspielzeug abtun, wenn Männer Puppen daheim haben, die Pornodarstellerinnen gleichen – oder werden Frauenroboter normalen Frauen aus Fleisch und Blut tatsächlich eines Tages Konkurrenz auf dem Paarungsmarkt machen? Ist es vollkommen egal, wie Menschen mit Siri reden oder mit ihrer Sexpuppe umgehen, weil diese bei aller Täuschung am Ende des Tages doch nur leblose Dinge sind?

Wer als Kind mit Puppen spielte, weiss, dass sich auf jeden Fall emotional eine Bindung zu ihnen aufbauen lässt. Dass man sie lieben

kann, ist vielleicht das grösste Potenzial von Puppen in unserer Gesellschaft. Natürlich ist die Bindung eine projizierte. Ein Frauenroboter lässt sich nach Wunsch programmieren, Po-Grösse, Augenfarbe und das alles kann man entsprechend bestellen – der Mann muss nicht mal mehr eine Rippe hergeben, um eine Partnerin nach seinem Bilde zu erhalten. Ein paar Klicks und etwas Geld reichen auch. In einer zunehmend narzisstischen Welt genügt es manchem vielleicht, alles Gewünschte aufs Gegenüber zu projizieren, anstatt sich mit einer anderen Person auseinanderzusetzen. Im vom Aussterben bedrohten Japan wollen manche bereits einen Zusammenhang zwischen den kellertiefen Geburtenraten und den immer raffinierter werdenden Annehmlichkeiten der Masturbationskultur beobachten. Die Anzahl junger Männer, die Singles bleiben, wächst jedenfalls stetig.

Gleichberechtigung der Zukunft

Ein soeben erschienener Unesco-Bericht widmet sich der Frage, welche Geschlechterbilder Sprachassistentinnen wie Siri und Alexa vermitteln. Schon allein die Tatsache, dass all diese Serviceroboter standardmässig mit weiblicher Stimme geliefert werden, bekräftigt die Vorstellung von der Frau als Dienerin. Wenig überraschend bestanden die Teams und Unternehmen, welche die Sprachassistenten entwickelten, hauptsächlich aus Männern. Der Unesco-Bericht analysiert, dass ihre Produkte auf «unterwürfige feminine Personae» setzen.

Während sich der Feminismus der Gegenwart grosser Zulaufzahlen erfreut, könnte es um die Gleichberechtigung der Zukunft, die wohl zunehmend auf künstliche Intelligenz setzen wird, weniger rosig bestellt sein – solange kaum Frauen technische Berufe ergreifen.



12 FRANKEN KANN SELBST
WARREN BUFFET NICHT
BESSER INVESTIEREN.

Die spannendsten Seiten der Wirtschaft.

Hier für
Newsletter
anmelden:





Die Bibel

In sich gehen

Von Peter Ruch

Da ging er in sich und sagte: Wie viele Tagelöhner meines Vaters haben Brot in Hülle und Fülle, ich aber komme hier vor Hunger um (Lukas 15,17). Der jüngere Sohn im Gleichnis, das ich unlängst (Weltwoche Nr. 23/19) erläutert habe, «ging in sich», als er sich wegen Ausschweifungen und Misswirtschaft im Dreck befand. Im griechischen Urtext steht genau das: Das Allerweltswort «gehen», die Präposition «in» und schliesslich «sich selbst». Der Ausdruck «eingehen, hineingehen» ist in der Bibel durch den jahrhundertelangen Gebrauch mit Sinn aufgeladen. Im Alten Testament kann er einen Chorauftritt, das Eintreffen von Waren oder Menschen, den Gang vors Gericht, einen Amtsantritt oder das Hereinbrechen einer Katastrophe bedeuten. Hinzu kommen zwei geheimnisvolle Bereiche, nämlich das Eingehen Gottes beim Menschen und das sexuelle Eingehen des Mannes bei der Frau. An ihnen wird deutlich, dass das Hineingehen die Seinsweise verändert, bis dahin, dass jemand in Ekstase gerät. Eine Veränderung, wenn auch nicht ekstatisch, bedeutet auch jede der erstgenannten Anwendungen. In jedem Fall eröffnet sich ein neuer, geheimnisvoller Bereich oder Lebensabschnitt.

Das geschieht auch beim Hineingehen in sich selbst. Es scheint das Gegenteil der modernen Lieblingsbeschäftigung zu sein, nämlich ausgehen, entdecken, reisen. Unsere extravertierte Kultur will alles gesehen haben und bezahlt für die *Aussicht* bei Mietwohnungen stattliche Prämien. Das täuscht darüber hinweg, dass auch die *Einsicht* in das eigene Innere hochinteressante Erinnerungen, Neurosen und Verknüpfungen erschliesst. Sich dafür Zeit zu nehmen und Ruhe zu gönnen, heisst denken. Das scheint so nebenbei abzulaufen wie Hintergrundmusik. Ein Irrtum. Denken erfordert das ganze Wesen. Martin Heidegger war gar der Meinung, wir müssten es lernen. Wir lernen es, indem wir auf das achten, was es zu bedenken gibt. Denken hängt sprachlich mit danken zusammen. Wer in sich geht, entdeckt Gottes Spuren und neue, gangbare Wege. Das könnte Dankbarkeit wecken.

Peter Ruch war reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Man meint, mit den Männern zusammensitzen: «They Shall Not Grow Old».

Kino

Wirklichkeit von surrealer Dimension

Der Fantasy-Virtuose Peter Jackson überrascht mit einem grandiosen Dokumentarfilm über den Ersten Weltkrieg.

Von Wolfram Knorr

Er ist Alchemist und Zauberer, der das Publikum in die Welt des Antiwirklichen («The Lord of the Rings») verführt: der Neuseeländer Peter Jackson. In seinem jüngsten Opus, «They Shall Not Grow Old», wagt er einen umgekehrten Weg: Er holt aus dem Reich der Geister Soldaten des Ersten Weltkriegs und macht sie (fast) wieder lebendig. Ein kühnes, verrücktes Unterfangen, denn es handelt sich hier um keine Fiktion, sondern um über hundert Jahre alte Schwarzweissbilder echter Zeitzeugen! Um stummes, authentisches Bildmaterial zum «Great War», wie die Briten den Ersten Weltkrieg nennen. Peter Jackson hatte den schwindelerregenden Ehrgeiz, diese alten, vergilbten Bilder nicht einfach neu zu montieren – er wollte ihnen das, was damals «empfunden» wurde, entlocken!

Im Auftrag des britischen Imperial War Museum machte er sich mit tausend Stunden Material im Tornister auf den irren Weg. Er liess sein Effekte-Team jede kleinste Nuance digital restaurieren, ins Widescreen-Format transferieren und mit Farben versehen. Das Ergebnis macht sprachlos – dass mit der allerneuesten Computertechnik ältestes Flimmermaterial wieder so aufbereitet werden kann, als stamme es aus jüngster Zeit. Mit Geräuschen und Veteranenstimmen versehen, sind die Ereignisse aus längst vergangener Zeit auf einmal ganz nahe am Zuschauer. Prompt folgten Vorwürfe. Jackson verfälsche, hiess es, die

Geschichte mit aufgemotzter Technik und manipulierten Bildern. Jackson bringt das Leben, Kämpfen und Sterben der Soldaten dem Zuschauer gezielt emotional so nahe, um das echte Grauen «greifbar» zu machen.

So beginnt «They Shall Not Grow Old» 1914 mit dem Eintritt Grossbritanniens in den Krieg, nachdem Truppen des Deutschen Reichs in Belgien einmarschiert sind. Nichts wird eingeführt, kein Erzähler klärt die Lage, nur Veteranen der British Army – aus dem BBC-Archiv – berichten von den ersten Tagen und vom Entsetzen über die anschliessenden Schlachten. Jackson bedient sich dazu einer effektvollen Dramaturgie: Er färbt nur die schauerlichen Frontszenen ein, die Gefechte und Pausen, der Rest bleibt schwarzweiss. Zusätzlich ändert er die Formate und rückt damit die Soldaten, fast ausschliesslich Minderjährige, die häufig direkt in die Kamera blicken, ganz nahe. Der Griff zur Farbe ist hier nicht vergleichbar mit der Masche, alte Filme einzufärben. Hier wirkt der Wechsel wie eine «Windböe» der Emotionen. Auch die sparsam eingesetzten Klangeffekte (des Trios Plan 9 aus Neuseeland) tragen entscheidend dazu bei.

So entstehen Impressionen von surrealer Dimension; etwa wenn sich urtümliche Panzer aus verschlammten Gräber-Tiefen hochwucherten, wenn Explosionen wie riesige Pilzgebilde anmuten, die viel zu jungen Burschen sich panisch Gasmasken überstreifen, durchs

matschige Schützengrabensystem rennen oder sich vor dem Feuerterror verkriechen. Der *Guardian* schrieb, die Soldaten würden wie hyperreale Wesen wirken, wie durch eine «Séance heraufbeschworen». Dokumentarfilme neigen grundsätzlich zu Distanz. Bei Peter Jacksons «They Shall Not Grow Old» (der Titel entstammt dem Patriotismus-Gedicht «For the Fallen» von Laurence Binyon) ist das Gegenteil der Fall: Man meint, mit den Männern zusammenzusitzen und den Veteranen zu lauschen, die von ihrer Langeweile erzählen, von ihrer Angst oder gar der Lust am Krieg.

Erstaunlich, dass die Mehrheit weder von Hass noch von Rachegeleuten getrieben ist; dem Feind zollen sie sogar Respekt. Wenn die Waffen ruhen, der Krieg vorbei ist und die kaputten und glücklichen Soldaten zurückkehren, ändert sich wieder das Format, sind die Bilder wieder schwarzweiss. Von den siebzig Millionen Soldaten, die am «Great War» beteiligt waren, sind fünfzehn Millionen gefallen. Kein noch so engagierter, ehrlich gemeinter Antikriegsfilm, keine ebenso engagierte Kriegsdokumentation bringt das Grauen so beklemmend nahe wie Peter Jacksons «They Shall Not Grow Old». Er holt aus dem Reich der Geister wie ein besessener Wirklichkeitsbeschaffer die Opfer und erhebt sie zu flammenden Zeugen der realen Apokalypse. ★★★★★

Weitere Premieren

Tolkien — Der «Hobbit»-und-«Lord of the Rings»-Gemeinde steht ein neuer «Ring»-Kampf bevor. Diesmal geht's allerdings nicht um Alternativwelten, sondern ums reale Leben ihres Idols J. R. R. Tolkien. Im Ambiente von «Dead Poets Society» erzählt der finnische Regisseur Dome Karukoski («Tom of



Wunderbares Lokalkolorit: «Tolkien».

Finland») die Biografie des legendären Professors und Mitteleerde-Erfinders. Mit zwölf Jahren stirbt die Mutter, die die Fantasie ihres Sprösslings mit Märchengeschichten früh prägte. Auf der King Edward's School in Birmingham trifft der Waise, von einem Geistlichen betreut, auf einen Kreis von Gleichgesinnten, mit denen er die «Tea Club and Barrovian Society» (TCBS) gründet. Die Teilnahme am Ersten Weltkrieg mit der Erfahrung des grässlichen Stellungskriegs hat sei-

nen literarischen Traum für eine geschlossene Parallelwelt vervollständigt. Das Biopic besticht nicht nur durch das erstklassige Ensemble, sondern auch durchs wunderbare Lokalkolorit. ★★★★★



Abgesang auf die Männer: «Le grand bain».

Le grand bain — Seit dem Brit-Hit «The Full Monty» (1997), in dem arbeitslose Männer eine Strip-Gruppe à la Chippendales gründen, haben die Komödien über Loser-Kerle, die sich in Freiwilligenteams zu irgendwelchen Tätigkeiten zusammentun, inflationsartig zugenommen. Der jüngste Publikumshit kommt aus Frankreich. Die ehemalige Profi-Synchronschwimmerin und Ex-Alkoholikerin Delphine (Virginie Efira) leitet ein Männerteam, das ausschliesslich aus Versagern und Jammerheinis besteht. Fast ein Remake des schwedischen Ulks «Allt flyter» («Männer im Wasser») aus dem Jahre 2008. Auch im französischen Spass finden die Männer heraus, dass demnächst eine Meisterschaft im Synchronschwimmen angesagt ist. Klar weiss man, worauf es hinausläuft, aber die Typen (unter anderen Mathieu Amalric und Benoît Poelvoorde) und ihre dämlichen Bemühungen sind trotz einiger Längen stellenweise lustiger als ihre schwedischen «Kollegen». Ein neuerlicher Abgesang auf die Männer. ★★★★★

Knorrs Liste

1	Red Joan Regie: Trevor Nunn	★★★★★
2	Tolkien Regie: Dome Karukoski	★★★★★
3	Missing Link Regie: Chris Butler	★★★★★
4	Rocketman Regie: Dexter Fletcher	★★★★★
5	Dolor y gloria Regie: Pedro Almodóvar	★★★★★
6	Avengers: Endgame Regie: Anthony und Joe Russo	★★★★★
7	Long Shot Regie: Jonathan Levine	★★★★☆
8	The Dead Don't Die Regie: Jim Jarmusch	★★★★☆
9	Men in Black: International Regie: F. Gary Gray	★★★★☆
10	Monsieur Claude 2 Regie: Philippe de Chauveron	★★★★☆

Jazz

Die diskreten Freuden des Zwiegesprächs

Von Peter Rüedi

Es gibt Jazzmusiker, die tragen ihr Aussen-seitertum wie ein Kainszeichen auf der Stirn. Erfolg bei einem breiten Publikum halten sie grundsätzlich für des Teufels. Nun denke ich, die «Ästhetik des Widerstands» (Peter Weiss) sei durchaus ein brauchbarer Ansatz. Will sagen: Die Rezeption von Kunst dürfe durchaus auch Mühe bereiten, und die Arbeit, die uns als Konsumenten abverlangt werde, könne auch ein Vergnügen der höheren Art sein (ich denke da eher an das Schachspiel als an die «Venus im Pelz»). Andererseits war Jazz seit Anbeginn immer auch ebenso Entertainment wie Kunst, eine «Pop-Art», in glücklichen Fällen beides, Kunst und Unterhaltung. Das wollen einige verbiesterte Kritiker des deutschen Trompeters Till Brönner (*1971) partout nicht begreifen. Wenn sie Brönners Interpretation von Melchior Vulpius' Kantate «Ach, bleib mit deiner Gnade», das Schlussstück auf dem Duo-Album mit dem fabelhaften Bassisten Dieter Ilg (ehemals Albert-Mangelsdorff-Quintett), für eine Art sakralen Softporno halten, mag man ihnen ja noch halbwegs folgen. Sonst aber ist das intime, auf das Wesentliche, die Materialität des Klangs, ein makelloses Timing, den kreativen, nie forcierten Umgang mit den durchaus auch populären Vorlagen konzentrierte Zwiegespräch eine ebenso intelligente wie entspannte, ans Herz greifende, auch bescheidene Veranstaltung.

Die Tunes stammen sowohl aus dem jüngeren Pop-Bereich (Leonard Cohen, McCartney/Lennon, Britney Spears) wie aus dem älteren (Kern/Hammerstein, Greens «Body and Soul», die Balladen aller Balladen); dazu kommen Ornette Colemans «The Fifth of Beethoven» und eine berühmte Aria von Bach (aus grösserer Distanz vorgeführt als der Hit von Vulpius) und drei Originale der beiden, darunter der nachdenklich vertiefte Titelsong «Nightfall». Eine Nocturne im Wortsinn. Insgesamt eine von einer frischen Brise durchwehte, von Brönners luftigem Flügelhorn-Ton (er wird mit Grund immer wieder mal mit Chet Baker verglichen) und Ilgs verankertem und schnellfingerigem Bass belebte Musik. Kunst und Unterhaltung, keine Frage. Jazz, wie er eben auch sein kann.



Till Brönner & Dieter Ilg:
Nightfall. Okeh Records
88985492112



Thiel

Trumptwitter

Von *Andreas Thiel*

Lehrerin: Wegen Donald Trump baut der Iran jetzt wieder Atombomben.

Abwart: Trump baut im Iran wieder Atombomben?

Lehrerin: Nein, die Iraner bauen im Iran wieder Atombomben.

Abwart: Für Donald Trump?

Lehrerin: Nein, wegen Donald Trump.

Abwart: Wieso, was hat er gemacht?

Lehrerin: Er hat getwittert.

Abwart: Aha. Was ist das?

Lehrerin: Eine Provokation.

Abwart: Aber im Iran werden Frauen unterdrückt, Studenten gefoltert und Oppositionelle ermordet.

Lehrerin: Daran ist Donald Trump schuld.

Abwart: Wieso?

Lehrerin: Er hat den Iran auf Twitter provoziert.

Abwart: Trump provoziert die Iraner via Twitter zu Unterdrückung, Folter und Mord?

Lehrerin: Genau. Und am Klimawandel ist er auch schuld.

Abwart: Wieso?

Lehrerin: Er hat getwittert, dass der Klimawandel gar nicht so schlimm sei. Das macht den Klimawandel noch schlimmer.

Abwart: Wieso?

Lehrerin: Solange nicht alle glauben, dass der Klimawandel schlimm sei, kann man nichts gegen den Klimawandel machen.

Abwart: Aber wenn alle glaubten, dass Trump schlimmer sei als der Klimawandel, könnte man vielleicht etwas gegen Trump machen, und damit wäre dann das Klimaproblem gelöst, die Iraner würden keine Atombomben mehr bauen und auch keine Frauen mehr unterdrücken, Studenten foltern und Oppositionelle ermorden.

Lehrerin: Ja, genau.

Abwart: Aber wieso soll Trump schuld an allem sein und nicht Twitter?

Lehrerin: Wieso Twitter?

Abwart: Ohne Twitter könnte Trump nicht twittern und somit auch nicht den Klimawandel provozieren und auch nicht die Iraner.

Lehrerin: Stimmt. Vermutlich ist Twitter schuld.

Abwart: Und die Iraner.

Lehrerin: Nein, die Iraner nicht. Die können nichts dafür. Die wurden ja nur provoziert.

Abwart: Von Trump.

Lehrerin: Und Twitter.

Andreas Thiel ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

Glanzidee mit Nebengeräuschen

Mailänder Scala ohne Musikgehör für Alexander Pereira; spendierfreudige Prominenz an der Red Cross Gala.

Von *Hildegard Schwaninger*

Es muss ein schwerer Schlag für Alexander Pereira sein, dass sein Vertrag als Intendant der Mailänder Scala, der 2020 ausläuft, nicht verlängert wird. Dominique Meyer, Noch-Chef der Wiener Staatsoper, soll sein Nachfolger werden. Dass Pereira nicht verlängert wird, verdankt er vermutlich einem Deal, den er mit einem Land plante, das wegen Menschenrechtsverletzungen in der Kritik steht. Er wollte den Kulturminister von Saudi-Arabien, Prinz Badr bin Abdullah, in den Scala-Aufsichtsrat bestellen. Im Gegenzug sollte dieser die Scala in den nächsten fünf Jahren mit fünfzehn Millionen Euro unterstützen. Nach dem Fall Khashoggi stiess Pereiras Glanzidee einigen Mailändern (vor allem dem Mailänder Bürgermeister Giuseppe Sala, Präsident der Scala-Stiftung) sauer auf, was wohl zum Ende der Intendanz Pereira führte. Nun solidarisiert sich Starsängerin Cecilia Bartoli mit Pereira. Sie hat unter Pereira, als er Intendant am Zürcher Opernhaus war, ihre steile Karriere gestartet, und es war Pereira, damals Intendant der Salzburger Festspiele (hier wurde sein Vertrag vorzeitig aufgelöst), der sie als Intendantin der Salzburger Pfingstfestspiele inthronisierte. Cecilia Bartoli sagte – als Reaktion auf Pereiras Nicht-Vertragsverlängerung – sämtliche geplanten Auftritte an der Scala ab (Cleopatra in Händels «Giulio Cesare in Egitto», «Semele» und «Ariodante»). Ebenfalls solidarisch mit Pereira zeigt sich sein alter Bu-

senfreund Zubin Mehta. Der Dirigent zog geplante Scala-Auftritte zurück.

Die Swiss Red Cross Gala fand am Zürichsee statt, in Wollishofen war vor einem Bürohaus ein grosses Zelt aufgebaut. Teppich und Boden waren – Hommage an die Frauen – rosarot, und sogar der Veston von Organisator Siro Barino war rosarot. Ein letztes Mal präsierte Annemarie Huber-Hotz die Gala, dann läuft ihre Amtszeit als Präsidentin des Schweizerischen Roten Kreuzes aus, und alt Regierungsrat Thomas Heiniger wird ihr Nachfolger. Die Gala war klein und fein (Ticketpreis: 1500 Franken pro Person). 210 Gäste und ein Glanzresultat von 602 000 Franken für das Projekt «Gesunde Mütter – gesunde Kinder». Die Gebebereitschaft war gross. Alle Tombolapreise wurden von Jelmoli gespendet (CEO Franco Savastano konnte damit die Vielfalt des 1833 gegründeten Warenhauses demonstrieren). Basel spielte eine grosse Rolle an diesem Event. Ein Studiobesuch bei DJ Antoine in Baselland wurde bei der Charity-Auktion (durchgeführt von Andreas Rumbler) für 38 000 Franken ersteigert. Tanja Wegmann, Chefin des Grandhotels «Les Trois Rois» in Basel, gehört zum neuen Galakomitee, sie spendete, dass der mit drei Michelin-Sternen ausgezeichnete Chef Peter Knogl des Restaurants «Cheval Blanc» für sechs Personen in einem Privathaushalt kocht. Das mit «Wert: unbe-



Fast verliebt

Schlechte Gefühle

Von *Claudia Schumacher*

Glauben Sie an die grosse Liebe, die ein Leben lang hält? Ich schon. Trotzdem habe ich viel Respekt vor der Idee des «für immer». Mit Blick auf die Liebe pochen in meiner Brust zwei Herzen: ein progressives und ein

konservatives. Das progressive Herz freut sich, dass die Leute sich heute freimütiger trennen, weniger Respekt vor einer Bindung und auch vor der Institution der Ehe haben. Man soll nicht zusammenbleiben, wenn sich die Beziehung wie ein Gefängnis anfühlt. Freiheit geht vor, ist wichtiger als ein Versprechen. Andererseits: Warum noch heiraten, wenn man sich so einfach und schamfrei scheiden lassen kann und die Ehe keine ernstzunehmende Angelegenheit mehr ist – wo ist der Zauber? Was bedeutet das Versprechen des anderen noch in so einer Zeit? Mein Blick auf die Sache ist so widersprüchlich wie der eines Katholiken, der nicht mehr in die Kirche geht, wegen der Verstaubtheit und der Gräueltaten, aber gleichzeitig kein Protestant sein will, weil das doch nur Kirche light ist, ohne Ritual und mystischen Zauber.

In meinem Umfeld habe ich den Eindruck, dass die Bereitschaft, an etwas festzuhalten,



Solidarität: Star-Intendant Pereira.



Superparty: Wegmann (l.), Antoine.



Centurion-Karte: Golnar und Haleh Abivardi.

zahlbar» bezeichnete Los wurde für 25 000 Franken ersteigert.

Für ein Gesundheitszentrum in Luang Prabang (im Norden von Laos), das mit je 50 000 Franken ermöglicht werden soll, griffen Frauen, die selber Mütter von Kindern sind, tief in ihre Taschen. Die Schwestern **Haleh** und **Golnar Abivardi** (die Zahnärztinnen von Swiss Smile) zückten ihre Centurion-Karte (Ausgabenlimite: grenzenlos). Immobilienunternehmerin **Marianne Walde** (Walde & Partner) und **Bettina Friedli-Munz**, beide im Board der Swiss Red Cross Gala St. Moritz, finanzierten auch mit je 50 000 Franken ein Gesundheitszentrum. Von den Tuk-Tuks, die für Krankentransporte verwendet werden, wurden (für je 3000 Franken) 36 gekauft.

Nachdem es mit dem früheren Galakomitee, dem PKZ-Mitglied **Hilda Burger-Calderón** als Präsidentin vorstand, einige Turbulenzen gegeben hatte, wurde ein neues Komitee gegründet. Unternehmerin **Franziska Tschudi Sauber**, **Nicole Kunz**, Werber **Frank Bodin**, Hotelier **Jan E. Brucker**, **Astrid von Stockar**, **Tanja Wegmann**, **Andreas Wyss** (Mitglied der Geschäftsleitung BDO, der fünftgrößten Prüfungs- und Beratungsgesellschaft der Welt) waren alle anwesend. Das Menü kochte **Sandro Zinggeler** (der heute 28-Jährige gewann 2009 den Titel «Jungkoch des Jahres»). Der Weisswein wurde von DJ **Antoine** spendiert (seine Firma Konrad Lifestyle AG produziert auch Weine), der als DJ eine Superparty schmiss, ehe sich die Gäste, mit einem Sprüngli-Zopf bewaffnet, auf den Heimweg machten.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

mal gemeinsam eine Krise durchzustehen, gesunken ist. Wenn es mehr als ein paar Wochen schwierig wird, gehen viele fremd und belügen den Partner, um sich dann doch zu trennen – oder sie trennen sich gleich. Dass man einfach mal aushält, ohne den schnellen Trost zu suchen, dass man sich Mühe gibt mit dem Alten, statt sich sofort auf was Neues einzulassen, das ist selten geworden. Mir kommt es so vor, als drücke sich da ein Unverständnis fürs Leben aus. Nämlich durch die irrwitzige Idee, dass wir uns alle immer gut fühlen müssen. Dass Streit schlimm ist. Dass nur glückliche Menschen gesunde Menschen sind. Dass Eifersucht, Traurigkeit, Zorn, dass all diese schlechten Gefühle eigentlich nicht toleriert werden dürfen. Obwohl Studien zeigen, dass Konflikte wichtig sind und ein gutes Streitklima in Beziehungen das A und O ist, erzählen Paartherapeuten von jungen Leuten, die gerne beim ersten Problem

alles hinschmeissen. Eine weitverbreitete Ansicht scheint zu sein, dass Streit und Liebe nicht vereinbar sind. Nach dem Motto: Würde mein Partner mich lieben, dann würde er mich besser verstehen und mir nichts nachtragen. Dabei gibt es keine Liebe ohne Auseinandersetzung. Vollkommenes, telepathisches Verständnis würde nur möglich sein, wenn zwei Menschen identisch wären. Womit wir bei einem Thema sind, das in der Liebe zunehmend ein Problem zu sein scheint: dem Narzissmus.

So gut es ist, den Partner nach seiner Ähnlichkeit auszusuchen: Er bleibt ein anderer Mensch, immer ein wenig fremd. Ohne das Aushalten dieses Andersseins, ohne die beständige Auseinandersetzung damit, bleibt Nähe auf Dauer unmöglich – und ewige Liebe ist dann nur noch ein Disney-Märchen.



Unten durch

Sigmund Freud

Von **Linus Reichlin**

Bei Inlandreisen habe ich überhaupt kein Reisefieber, das ist der Vorteil eines Landes, das für Fernreisen zu klein ist. Wenn mein Zug von Zürich nach Bern um 15.00 Uhr abfährt, ist mein Puls um 14.30 Uhr nicht höher als beim Fernsehen. Erst wenn der Zug in den Bahnhof einfährt, klopft mein Herz für einen Moment schneller beim Gedanken, dass ich möglicherweise keinen Sitzplatz finde oder ihn mir mit einem Behinderten teilen muss. Wenn der Zug losfährt, breche ich gelegentlich in Schweiß aus, weil ich befürchte, den Herd nicht ausgeschaltet zu haben. Aber das sind Peanuts verglichen mit dem, was ich bei Reisen ins nahe Ausland durchmache. Ein Flug nach Paris löst bei mir schon einen Tag vorher hektische Betriebsamkeit aus. Habe ich die Bordkarte schon ausgedruckt? Ja. Sicher? Ja!!! Und die Identitätskarte, habe ich die? Klar! Na gut, aber ist sie noch gültig? Diese inneren Dialoge vor Reisen zeugen von einem grossen Misstrauen des modernen Menschen sich selbst gegenüber.

Doch Widerstand ist zwecklos. Es ist meiner Erfahrung nach besser, hemmungslos zwei- oder dreimal nachzuschauen, ob die Identitätskarte noch gültig und die Bordkarte ausgedruckt ist – man erspart sich weitere Selbstgespräche. Im Übrigen hat man jetzt Wichtigeres zu tun: nämlich sich die Unfallstatistik der Fluggesellschaft ansehen. Also google ich «Air France, Tote pro Flugkilometer». Es sind 347 Tote in 29 Jahren. Das sind immerhin elf Tote pro Jahr. Wie soll ich jetzt noch optimistisch den Koffer packen? Ich hasse packen, vor allem unter Todesgefahr! Lohnt es sich als Air-France-Passagier überhaupt, Kleider mitzunehmen? Gibt es denn angesichts der horrenden Opferzahlen dieser Fluggesellschaft eine realistische Chance, dass man lebend in Paris ankommt? Und wie ist das Wetter dort? Ich google «Paris, Wetter», und natürlich ist das Wetter wieder mal ambivalent: tagsüber warm, abends kühl. Man muss also Sommer- und Winterkleidung einpacken, dünne Socken, dicke Socken, Zahnpasta mit und ohne Frostschutzmittel – wie soll man da bei unter 20 kg Gepäck bleiben? Und dann kommt die Nacht vor dem Flug! Wie soll man

» Fortsetzung auf Seite 64

einschlafen, wenn man der Taxifirma misstraut, bei der man bereits vor zwanzig Stunden ein Taxi zum Flughafen bestellt hat? Die haben doch die Bestellung bestimmt schon wieder vergessen, die Dame von der Taxizentrale klang am Telefon jedenfalls schläfrig. Natürlich weiss man, dass man in einer hochtechnisierten Gesellschaft lebt, die mit viel komplexeren Problemen fertig wird als mit der Taxifahrt zu einem Flughafen. Aber vor Reisen sagt eine Stimme in mir, dass wir auf dünnem Eis leben: Es kann jederzeit einbrechen, und dann steht morgens, wenn man zum Flughafen muss, nicht ein Taxi vor der Tür, sondern die Apokalypse.

Es gibt allerdings eine winzige Chance, dass ich den Flug nach Paris doch noch erreiche: Wenn ich vier Stunden vorher auf dem Flughafen bin und schon vor dem Gepäckaufgabeschalter anstehe, wenn hinter dem Schalter noch gar keiner sitzt. Aber Reisen ins nahe Ausland sind Peanuts verglichen mit Interkontinentalreisen. Das Schlimmste ist, solche Reisen mit jemandem zu unternehmen, für den Reisefieber ein Fremdwort ist. Meine ehemalige Freundin Priska kaufte sich eine Woche vor unserer gemeinsamen Reise nach Sydney einen Aktivitäts-Tracker, der ihre Schlafphasen aufzeichnete. Jeden Morgen zeigte sie mir nun auf der Tracker-App die fetten Amplituden ihrer Tiefschlafphasen. Es widerte mich an! Wie abgestumpft muss ein Mensch sein, um vor einer so langen Reise so tief zu schlafen! Ich kam zum Schluss, dass mit Priska etwas nicht stimmen konnte. In der Nacht vor dem Abflug rüttelte ich sie wach und zitierte Sigmund Freud: «Wenn man jemandem alles verzeihen hat, ist man mit ihm fertig. Und ich verzeihe dir alles.» Danach stornierte ich meinen Flug und schlief wie ein Stein.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



Wein

Die Lady ist fürs Feuer

Von Peter Rüedi

Dies ist ein Hymnus auf eine Kämpferin. Damit ist nicht so sehr eine der wenigen Winzerinnen im Übergangsbereich zwischen der Küste und den Hochebenen Neukastiliens gemeint, sondern die Traube selbst, die in den Appellationen Valencia, Alicante, vor allem aber Yecla und Jumilla unter den extremen Bedingungen eines kontinentalen Klimas, in Buschform an die kargen Böden geduckt, um ihr Leben kämpft. Die Monastrell ist die dritte unter Spaniens meistangebauten Sorten. Lange wurden ihre tannin- und alkoholreichen Säfte zum Aufpeppen von sonst zu blassen Verschnitten gebraucht. Auch heute noch wird sie gern in Cuvées mit Cinsault, Syrah und Grenache gepaart. Aber mehr und mehr entdecken kreative Produzenten ihr eigenes autochthones unverfälschtes Potenzial, wenn sie auf den trockenen Böden (Jahresniederschlagsmenge: 300 mm!) kurzgehalten wird.

30 Prozent der Monastrell-Stöcke sind noch wurzelecht, die Sorte hat auch der Reblaus getrotzt. Anfällig sind die kleinen, dickwandigen

Beeren für Echten und Falschen Mehltau. Der aber ist im heissen Klima der Hochebenen Südostspaniens kaum ein Problem. Kurz: Die süsse Lady ist fürs Feuer. So gilt Jumilla, «der Riese unter den Monastrell-Anbaugebieten» (Magazin *Vinosvinos*), unter manchen Insidern als vielversprechendste D.O. (Denominación de Origen) unter den Levante-Appellationen, hauptsächlich dank Pionieren wie Agapito Rico, Bodegas Luzón, Casa de la Ermita, El Nido. Und nicht zuletzt dank dem Weingut Bodegas Juan Gil, dem Produzenten mit Sitz in Jumilla (gemeint ist das Städtchen rund 60 km Luftlinie nördlich von Murcia, von dem die ganze Appellation den Namen hat).

Juan Gil bietet eine ganze Palette von Monastrells unterschiedlicher Stilhöhe an. Hier präsentieren wir den ultimatsten Preisbrecher, was das Verhältnis zu Genuss und Qualität angeht, den «Monastrell 4 meses Juan Gil 2017». Viel Frucht in der Nase – Sauerkirschen, Pflaumen –, am Gaumen eine zunächst etwas irritierende exorbitante Fruchtsüsse, die sich mit den erwachenden Gewürznoten, etwas Rauch und einer subtilen Erdigkeit in reines Entzücken verwandelt. Diskrete Säure, weiche Tannine. Ein toller Essensbegleiter, der einiges aushält an deftigen Vorlagen. Ferner: ein weiteres Beispiel dafür, dass ein hoher Alkoholgehalt, wenn er in den Gesamtcharakter eines Weins und darüber hinaus eines Tischvergnügens eingebunden ist, nicht als Handicap zu beklagen ist. Bei allen sonst aktuellen Trends zu leichten Weinen. Ein leichter Monastrell wäre ein kastrierter Monastrell. Er ist ein heisser Wein. Alkoholarm vinifiziert, würde er grün und grasig. Wer will denn so was?

Monastrell 4 meses Juan Gil 2017.
15%. Globalwine, Zürich. Fr.14.90. www.globalwine.ch



Salz & Pfeffer

Im Sog des Kommissar Dupin

Von Andreas Honegger

Reisekrimis gibt es inzwischen von fast allen touristisch interessanten Destinationen der Welt. Den Anfang machten wohl Peter Mayle mit den unblutigen Fällen aus

der Provence und Donna Leon mit ihren bald zwanzig Brunetti-Romanen – die sie auf keinen Fall auf Italienisch herausgeben will und über die sich das Stadtmarketing Venedigs kaum wirklich freut. Bei vielen anderen können die Tourismusförderer frohlocken: Burkhard Rüth zeigt seine Tatorte rund um Bozen im Südtirol in den besten Farben. Das tut auch Christine Cazon mit ihrem Kommissar Duval an der mörderischen Côte d'Azur, Martin Walker mit Bruno, Chef de Police, im Périgord, Felicitas Mayall in der Toskana und vor allem Jean-Luc Bannalec in der Bretagne. Allen gemeinsam ist, dass dem Essen und Trinken vor Ort ein hoher Stellenwert eingeräumt wird. Bannalec alias Jörg Bong hat ein bretonisches Kochbuch vorgelegt, und sein Kommissar Dupin isst regelmässig in der gemütlichen Brasserie «L'Amiral» im Hafen von Concarneau.

Nun, wir wollten wissen, ob das Essen da wirklich so gut schmeckt, wie Dupin glaubt.

Auf dem Bord hinter unserem Tisch stand das Bannalec-Kochbuch, in der Karte wird darauf hingewiesen, dass vor allem Krimileser aus den «pays alémaniques» hierher pilgern. Wir wollten schon Hohn und Spott über diesen nicht halb so romantischen Ort giessen – aber: Das Essen war erstaunlich gut. Die Langoustines waren erstklassig, die Sole poêlée au beurre ebenfalls. Das Filet de boeuf an einer Sauce foie gras auch, das Entrecôte grillée du Commissaire Dupin war riesig, zart und von hervorragendem Grillgeschmack. Bannalec weiss, wohin er seinen Commissaire schickt. Die Flasche Sancerre war perfekt, wie auch zum Abschluss die Fine Bretagne, ein bretonischer Calvados. Wir haben zu dritt für 200 Euro grossartig geschlemmt.

Restaurant L'Amiral, 1 avenue Pierre Guégin, Concarneau. Tel. +33 2 98 60 55 23. www.restaurant-amiral.com



Motorrad

Die schöne Tour

Mit der Kawasaki Versys fährt man bei Wind und Wetter einen Töff, der eigentlich fast alles kann. *Von David Schnapp*

Das Wetter hat es im Jahr 2019 bisher nicht besonders gut mit uns Töfffahrern gemeint. Wochenlang war es vorwiegend kühl und nass, der Frühling kam eigenartig herbstlich daher. Nun gilt auch beim Lenken grosser Zweiräder, dass es kein schlechtes Wetter, sondern nur schlechte Kleidung gibt – zumindest ein Stück weit.

Aber Motorrad fährt man ja nicht nur, weil man irgendwo hinkommen will, sondern in erster Linie, weil der Weg dahin Freude machen soll. Es ist zwar in Zeiten politisch korrekter und ökologischer Verhaltensweisen leicht provokant, aber es ist bei Motorradfahrern tatsächlich verbreitet, bloss aus Spass irgendwohin zu fahren, ohne dass es dort eine bedeutende Tätigkeit zu verrichten gäbe, die von der grünen Verhaltensaufsicht bewilligt worden wäre.

Das Motorrad, mit dem ich kürzlich bei guten und auch bei eher misslichen Bedingungen kreuz und quer durch das Mittelland und durch angrenzende Gebiete unterwegs war, ist

eine Art Allzweckwaffe für jede Gelegenheit, Strasse und Witterung. Die Kawasaki Versys hat alles, was ein Reisetöff braucht – und noch ein wenig mehr. Wenn es zum Beispiel unangenehm nass ist, hilft ein cleveres ABS, das einen auch in Kurven stabilhält, wenn es nötig ist.

Fahrwerk der Sanftheit

Laut Kawasaki ist die Versys dafür gebaut, sowohl für sportliches Fahren als auch für entspannte längere Touren alle notwendigen Eigenschaften mitzubringen. Ich bin mehr der entspannte Fahrer: Als eher spätberufener Töffpilot fehlt mir vielleicht die gewisse Grundaggressivität und das Mass an Furchtlosigkeit, die man meist nur entwickeln kann, wenn man in einem unbekümmerten Alter Motorräder zu beherrschen lernt. Und die es braucht, um richtig zügig und dynamisch um die Kurven zu ziehen.

Für die schöne Tour, so viel kann ich versichern, ist die Versys ideal. Der Vierzylinder-

Reihenmotor mit 1043 ccm Hubraum und 120 PS klingt schön voll, stellt ausreichend Kraft zur Verfügung und läuft auf längeren Land- oder Schnellstrassenabschnitten sachlich-ruhig. Das verstellbare elektronische Fahrwerk trägt einen buchstäblich sanft über den asphaltierten Untergrund und bügelt – je nach Einstellung – Zumutungen der Strasse wirksam aus. Das Schalten geht dank Quickshifter auch ohne Kupplung weich wie Schlagrahm. Vor Wind und Wetter schützt eine verstellbare Frontscheibe, zur Ausrüstung der SE-Variante gehören zudem Tempomat, Heizgriffe und LED-Kurvenlicht.

Die Kawasaki Versys ist eine sehr angenehme Maschine für jede Gelegenheit, die es auch Leuten mit wenig Töfferfahrung leichtmacht, bloss zum Spass irgendwohin zu fahren.



Kawasaki Versys 1000 SE

Motor: Reihenvierzylinder; Hubraum: 1043 ccm
 Leistung: 120 PS (88,2 kW)
 max. Drehmoment: 102 Nm (bei 7500 U/min)
 Gewicht: 257 kg (vollgetankt)
 Preis: Fr. 18 500.–, Testmotorrad Fr. 19 500.–



Tamaras Welt

Aber doch nicht Hotpants!

Der Arbeitsplatz kann für Männer manchmal zum Minenfeld geraten. Frauen sind dabei nicht ganz unschuldig.

Von Tamara Wernli

Wenn Frauen sich schminkten und enge Kleidung trügen, müssten sie sich nicht wundern, «wenn sie angesehen werden und es zu Grapschereien kommt», sagte vergangene Woche eine Soziologin auf dem Evangelischen Kirchentag in Dortmund. Das berichtete Deutschlandfunk.de. Frauen hätten die gesellschaftliche Hauptverantwortung fürs Schönaussehen, es brauche entweder «Kartoffelsäcke für alle» oder enge Klamotten für alle Geschlechter. Und: Es sei «soziologische Augenwischerei», wenn eine Frau verlange, nur nach ihrer Leistung beurteilt zu werden, wenn sie aufgestylt ins Büro komme. Die Verantwortung von Übergriffligkeit liege «teilweise bei der einzelnen Frau», so Barbara Kuchler.

Vieles von dem, was Frau Kuchler so durch den Kopf geht, ist natürlich antiquierter Bockmist. Die Verantwortung von Übergriffligkeit liegt niemals bei der Frau. Enge Kleidung und Schminke machen einen Körper nicht zu Allgemeingut, sexuelle Ausstrahlung auch nicht. Egal, wie unverhüllt sich eine Frau präsentiert, auch wenn sie nackt durch die Gegend springt: Es rechtfertigt kein Grapschen. Nie. Dass Frauen die Hauptverantwortung fürs Schönaussehen haben, ja, vielleicht – man kann sich einem gesellschaftlichen Druck aber beugen oder nicht. Auf die Kartoffelsäcke will ich nicht eingehen, der Humbug würde mir zu viel Platz rauben. Aber sie hat auch etwas Richtiges gesagt.

Zu keiner Jahreszeit wird man optisch mehr belästigt als im Sommer. Bei warmen Temperaturen schmilzt nicht nur das ästhetische, sondern auch das professionelle Feingefühl dahin wie Eis in der Sonne, das Nachahmen von Trends, gekoppelt an das Herbeischnen von Anerkennung, führt oft zu ungünstigen Modeentscheidungen. Was Menschen im Privaten

für Kleidung tragen, ist ihre Sache, darum geht's hier nicht. Aber am Arbeitsplatz fällt gerade bei den Damen manchmal eine exhibitionistische Ader auf, nämlich dann, wenn sie im ultrakurzen Minirock, in Hotpants oder mit herausgestuhlter Oberweite ins Büro rauschen; bei manchen Outfits bedarf es einer gewissen Anstrengung, darin einen anderen Zweck zu identifizieren als den Schrei nach Beachtung.

Kleider passieren nicht einfach so. Ganz zufällig zeichnet sich der Abdruck von Brüsten durch das enge Top bisweilen nicht ab, rutscht der Spaghettiträger nicht andauernd über die Schulter, legt der Mini das Bein nicht auf eine Art frei, die an Sharon Stone in «Basic Instinct» erinnert. Hinter Kleidung steckt – bei vielen Frauen – reiflich Überlegung. Ich verbringe manchmal Stunden vor dem Spiegel, um in einem Outfit unangestrengt zu wirken.

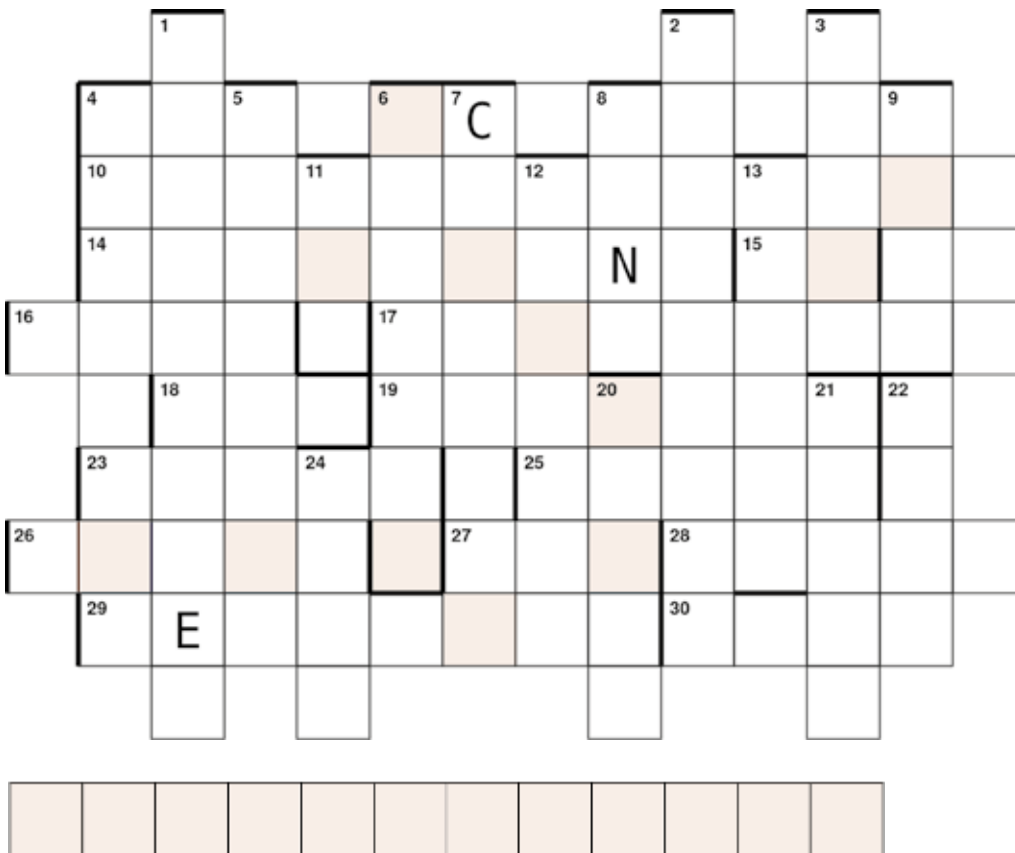
Reizvolle Beine sind etwas vom Schönsten, was der Sommer zu bieten hat, ein hübsches Décolleté hebt die Stimmung, eine durchsichtige Bluse auch. Hypersexyness am Arbeitsplatz ist aber vor allem eines: unpassend. Wir sind nicht Ariana Grande, es lauern auch nirgends Paparazzi. Der Erfolg eines Trainingsprogramms, die gebräunte Haut nach den Ferien oder die Weiblichkeit lassen sich auch mit Röcken, Etuikleidern oder Hosen unterstreichen, deren Länge optimalerweise eine Handbreit über dem Knie endet. Ganz grundsätzlich: Sexyness zeichnet sich nicht durch möglichst viel nackte Haut aus, auch wenn das für manche Ladys wie Ketzerei klingen mag. Ausserdem ist aufreizende Kleidung im Büro ökologischer Blödsinn, weil dann wegen zu viel Pulsschlag die Klimaanlage auf Hochtouren laufen muss.

Vor allem aber, und hier kommt Frau Kuchler wieder ins Spiel, gerät man mit zu heissen Klamotten in Gefahr, nicht ernst genommen zu werden; zu viel Entblössung untergräbt Seriosität und Kompetenz. Wer im Job nach seiner Leistung beurteilt werden will, sollte primär durch Leistung auffallen, nicht durch sein Outfit. In Unternehmen, wo Wert gelegt wird auf auffällige Kleidung, ist es natürlich etwas anderes, und gegen ein Mü Sex-Appeal ist ja auch nichts einzuwenden.

Die Soziologin hat in einem weiteren Punkt recht: Frauen, die aufgepimpt ins Büro kommen, müssten sich nicht wundern, «wenn sie angesehen werden». Ja, natürlich ziehen prickelnde Outfits Blicke auf sich – auch von anderen Frauen, wobei ja blosses Hinschauen nichts Anstössiges hat –, und tatsächlich zeigen sich gewisse Damen dann über diese Blicke überrascht. Mit ihrer Kleidung setzen sie zwar gerne ihre erotischen Reize in Szene, so dass Mitmenschen praktisch zum Hingucken gezwungen werden. Späht einer aber mal ein bisschen zu lange, reisst einen anzüglichen Spruch oder schreibt eine Flirt-SMS, wird es schnell als unangenehm empfunden – wenn es von dem Falschen kommt. Über denselben Kommentar oder Blick aus Richtung einer sympathischen Person ist es freilich kein Problem. Bewunderung gerne, aber bitte vom Richtigen! Es ist ein heisses Terrain.

Natürlich sollte man von Männern erwarten können, dass sie sexuelle Gedanken, die die armen Kerle laut Studie 18,6-mal am Tag haben, bei der Arbeit ausblenden. Auch lässt sich keine scharfe Grenze ziehen, wo sexy Garderobe beginnt und wo sie aufhört. Einen berufsmässigen Umgang miteinander pflegen ist aber verknüpft mit entsprechender Kleidung – sie ist ein Stück weit Kommunikation und steuert eine Wahrnehmung. Wer sich professionelle Gedanken, Blicke und Worte wünscht, sollte konsequenterweise die professionelle Ebene mit seiner Kleidung nicht verlassen.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.
Aktuelles Video auf www.weltwoche.ch



Lösungswort — Auf Kleinformat spezialisierten Plattenladen

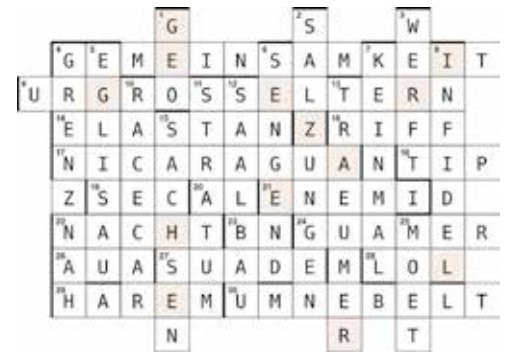
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **4** Extraportion mit Extraportion – Ist in Musikers, Boxers oder Rätslers Repertoire. **10** Fürs soziale Umfeld problematisch und bei 012345679 zu beobachten. **14** Tortur, die das Erreichen eines Konsenses erfordert. **15** Steht bestimmtem matador sowie Labrador vor. **16** Bruders Neffe und ausserdem Tochtters Bruder. **17** Ist das Treibhaus daraus, kann darin sitzender Steinwerfer auch sprichwörtlich nur begrenzt Schaden anrichten. **18** Redensartlich geeignet, um schwelenden Konflikt zu entfachen. **19** Dabei trifft Metallkugel halbautomatisch auf Serieldelfin. **23** Elisabeth Kopp im Bundesrat oder Walentina Tereschkova im Weltall. **25** Hält Akten gebündelt, Informationen geordnet und hier zudem Diät. **26** Erster der Tanachpropheten, erst mit Beinkleid. **27** Die ist dinglich für Aeneas, der ist kosenämlich für Andreas. **28** Sagenhafter schwimmender Zoo, als Typ mustergültig. **29** 1, 2, 5 und jeweils das Zehnfache bei der Hartkohle oder 2500W beim Staubsauger. **30** Von Jahr zu Jahr als wahrer empfundener Stosseufzer: »Undank ist der Welten __.«

Senkrecht — **1** Solche von Stewballs Schlag, sind alljährlich in Ascot die Renner. **2** Landschaftliche Tessiner Delikatesse: besteht zu 5/9 aus Flüssigwürze. **3** Eigenschaft der Elemente von \mathbb{R} und fast vollständig Element von fishing rod. **4** Abba-Hitsong lokalisiert, wo dieser vermeintlich winzige Diktator endgültig erlag. **5** Diese im Wilden Westen als Eisenbahnbauer Angestellten sind zudem als Schienen-Bauer zu gebrauchen. **6** Cinderellas auch eingangs schlüpfrige, unabsichtlich hinterlassene Visitenkarte. **7** Opportunist tut's mit occasione und Herbalist mit erbe. **8** Hierzulande seltene Raubkatze mit Ohrenpinsel (biol.) oder weit verbreiteter Terminalwebbrowser. **9** Für die deutsche «Godmother of Punk» wirkt Kombination aus Tilde und Spanienurlaub verjüngend. **11** Wilbrands brisanter Brandstoff, wird bis heute als Massstab für Explosionsenergie verwendet. **12** Ist laut Überlieferung seit dem Pflücken verbotener Paradiesfrucht mit Mensch synonym. **13** Umwerfender Präzisionssportler. **20** Setzt mit Ausrufezeichen den Schlusspunkt und legt mit gehärtetem Ersten das Lasagne-Fundament. **21** Von Mose und später etwas ausführlicher von Maxwell erklärt. **22** Der der Zeit nagt besonders an dem von dem, der süssen hat. **24** Etwa rosa Gefiederter in Andalusien oder Fuchs im Nachtclub in Kent.

I=J=Y © Andri Martinelli – RätselFactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 623



Waagrecht — **4** GEM(EINSAMKEIT) **9** (UR)GROSSELTERN **14** ELASTAN: Anagramm von «Salaten» **16** (Z.B. Gitarren- oder Korallen)RIFF **17** NICARAGUA **18** TIP: engl. Tipp oder Trinkgeld **19** SEC: kurz für Sekans und Sekunde **20** AL: Bundy oder Gore (engl. Blut) **21** ENEMI **22** In der NACHT sind alle Katzen grau. **23** BN: kurz für bunch (engl. Bund) **24** GUAMER **26** AUA(!) **27** SUADE **28** LOL: «Laughing Out Loud» (Netzjargon) **29** HAREM: Anagramm von «Rahme» **30** UMNEBELT

Senkrecht — **1** GEO(dreieck): Geografieunterricht **2** SAL(ZUNGEN) **3** WERFT **4** GRENZNAH **5** (EGLI)(SAU) **6** SENGEND: wie eine gesengte Sau **7** K(EINMAL) **8** IN(FIDEL): engl. Ungläubige(r) **10** RACE-CAR: auch rückwärts racecar (engl. Rennauto) **11** STRATUM: Stratosphäre **12** SAALBAU **13** T(RAEUMER) **15** S(ACHSE)N **25** (MOE)T: Champagner

Lösungswort — **GEIGERZAEHLER**

Leserumfrage

Bewerten Sie die neuen Rätsel auf:
www.raetselfactory.ch/weltwoche.html

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

Wer Großes vorhat, braucht maximale Sicherheit.

Für jede Herausforderung gerüstet.
Mit visionärem Banking immer den Fortschritt im Blick.



Das gemeinsame Erreichen gesteckter Ziele ist das Geheimnis erfolgreicher Partnerschaften. Mit der LLB haben Sie eine dynamische Partnerin an Ihrer Seite, die exzellentes Private Banking, herausragende Expertise im institutionellen Geschäft und preisgekrönte Anlagekompetenz bietet. Denn wir wissen: Gemeinsame Erfolge schaffen Vertrauen und Bindung. www.llb.li

 **Liechtensteinische
Landesbank**¹⁸⁶¹
Tradition trifft Innovation.